

Heimatstimme

DAS HEIMATBLATT DER DEUTSCHEN AUS LITAUEN

Nummer 3

Salzgitter-Lebenstedt, März 1969

20. Jahrgang

Lasset uns mit Jesus dienen!

„Ich bin unter euch wie ein Diener.“
Lk. 22, 27 b

Gegen geistlichen und sonstigen Hochmut kämpfen oft selbst Christenmenschen vergebens. Und es ist eine schwere Auseinandersetzung, denn sie erfordert mehr als die gelegentliche Anstrengung.

Es gibt ein Buch, das einen bemerkenswerten Titel trägt: „Alle litten an Größenwahn.“ (Von Woodrow Wilson bis Mao-Tsetung). Dem Vorwort dieses lesenswerten Buches ist ein Vers des berühmten deutschen Dichters Schiller beigeordnet:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“

In solchem Wahn lebten und leben wohl sehr viele Menschen. Der Größenwahn, wie er sich in der ersten Versuchungsgeschichte der Bibel zeigt, lautet ja in seinem letzten Gehalt und Hintergrund: „... ihr werdet sein wie Gott.“

Und das ist wohl der „schrecklichste der Schrecken“: der Mensch in seinem Größenwahn. In Ost und West erleben wir ja in der gegenwärtigen Zeit ganz besonders den Versuch, den Menschen sozusagen endgültig als das Maß aller Dinge hinzustellen — bis in die Grundgesetze und Verfassungen hinein. Sogar in die Kirche möchte man einen bestimmten Ismus hineintragen. Es gibt ja nicht ohne Grund neben der APO die ASO!

Aber auch hierin ist unsere Zeit nicht originell, da schon in der Geschichte vom Turmbau zu Babel der Übermut deutlich genug durch die Worte gekennzeichnet wird: „Wohlauf laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen...“

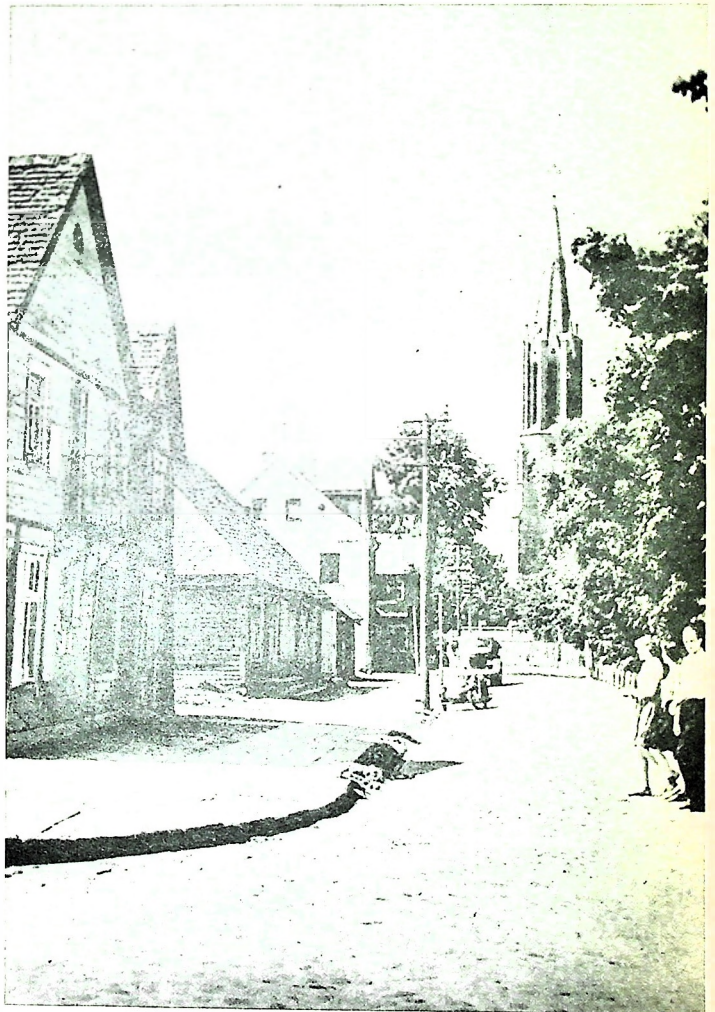
Vom Anfang bis in die Gegenwart hinein — nicht nur von Woodrow Wilson bis Mao-Tsetung — reicht die Geschichte des menschlichen Größenwahns. Und der Mensch? Was ist eigentlich der Mensch ohne Gott? Stimmt es etwa nicht, wenn wir in der hl. Schrift nachlesen können:

„... sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen sproßt, das am Morgen blüht und sproßt und des Abends welkt und verdorrt.“ Und im 8. Psalm heißt es wohl nicht ohne Grund: „Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner animmst?“ Haben wir nicht selber mit Paul Gerhardt bewußt gesungen: „Menschliches Wesen, was ist's gewesen? In einer Stun-

de geht es zu Grunde, sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.“ Abraham, der Vater des Glaubens, bekennt: „Ach siehe, ich habe mich unterwunden, zu reden mit dem

Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin.“

Aber die Begierde, so zu sein wie Gott, die teuflische Versuchung, sich an die Stelle Gottes zu setzen — und daher im Atheismus nicht nachzulassen, führt auch innerhalb der Jüngerschaft Jesu damals wie heute zu der Bitte (nicht nur) der



Litauen heute. Rokiskis 1966.

Mutter der Zebedäussöhne: „Laß diese meine zwei Söhne sitzen in Deinem Reich, einen zu Deiner Rechten und den andern zu Deiner Linken.“

Mit anderen Worten: Es ist sehr menschlich und wir möchten alle gern Minister sein — hier zeitlich und dort ewiglich! Und darum hapert es auch in Sachen des Christentums, des christlichen Glaubens. Jesus spricht das einmal so aus: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmet? Aber die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist, suchet ihr nicht.“

Ganz anders und einmalig ist dagegen die Demutspare, die Jesus an seine Jünger, und das für alle Zeiten, ausgibt. Im Kreise der Jünger, also unter Christen, gilt ein anderes Ideal von Größe und Vorrang. Der „Größte“ ist, wer am meisten dient.

Nun, wer sein Leben dem „Dienen“ geweiht hat, der wird wohl gar keinen Wert darauf legen, „groß“ oder „erster“ zu sein. Ein Jünger Jesu trachtet nicht nach Herrschaft, er sucht und findet allein im Dienen die Aufgabe und die Erfüllung sowie den Sinn seines Lebens. In diesem Dienen liegt ja das eigentliche Neue der christlichen „Weltanschauung“.

„Und die Überzeugung, daß es nichts Adigeres gibt, als den Dienst an den Brüdern, hat sich auch weit über die Kreise eines „bewußten Christentums“ hinaus verbreitet. Die ungezählten Talente treuer Pflichterfüllung an Kindern und Kranken, im Dienste des Staates und der menschlichen Gesellschaft, von der Sorgfalt einer pflegenden Schwester bis zu dem Königswort vom „ersten Diener des Staates“ — das alles sind Früchte aus der Saat, die hier ausgestreut worden ist.“

Und diese Saat wurde von Jesus Christus ausgestreut, ursprünglich ausgestreut: „Ich bin in eurer Mitte wie der Dienende.“ Auch heute noch, verehrte Leser, ist Jesus der Christus unter uns in dieser und in keiner andern Funktion. Und nur so kann auch das gesamte Lebenswerk Jesu von Nazareth umschrieben werden. Es ist darum nicht nur denkbar, daß unser Heiland dabei auch seinen Tod in solches Dienst- und Liebeswerk einbezogen hat.

Die Passionszeit dieses Kirchenjahres will uns nicht nur daran erinnern, sondern auch dazu bewegen, daß wir nicht „eitler Ehre geizig“ bleiben. Man sollte hier ausrufen: eins aber ist not! Das Dienen allein steht der christlichen Kirche und damit uns zu. Es wäre höchstwahrscheinlich vieles bei uns anders verlaufen, wenn die Kirche sich allein auf diese entscheidende Funktion konzentriert hätte. . .

Aber noch ist Gnadenzeit, noch ist es „5 vor 12“. Lasset uns hinfort mit Jesus Gott und unserem Nächsten dienen.

Wir beten: Öffne uns die Ohren und das Herz, daß wir das Wort recht fassen, in Lieb und Leid, in Freud' und Schmerz es aus der Acht nicht lassen, daß wir nicht Hörer nur allein des Wortes, sondern Täter sein, Frucht hundertfältig bringen. Amen.

Smetoniene gestorben

Einer Zweizeilenmeldung der in London erscheinenden exillitauischen Zeitung „Europos Lietuvis“ vom 18. Februar d. J. entnehmen wir die Nachricht, daß die Witwe des ehemaligen litauischen Staatspräsidenten Antanas Smetona, Sofija Smetoniene, in den USA verstorben ist. Das Datum des Todestages war in der Meldung nicht angegeben.

Memelländische Ode auf den „Knygnešys“

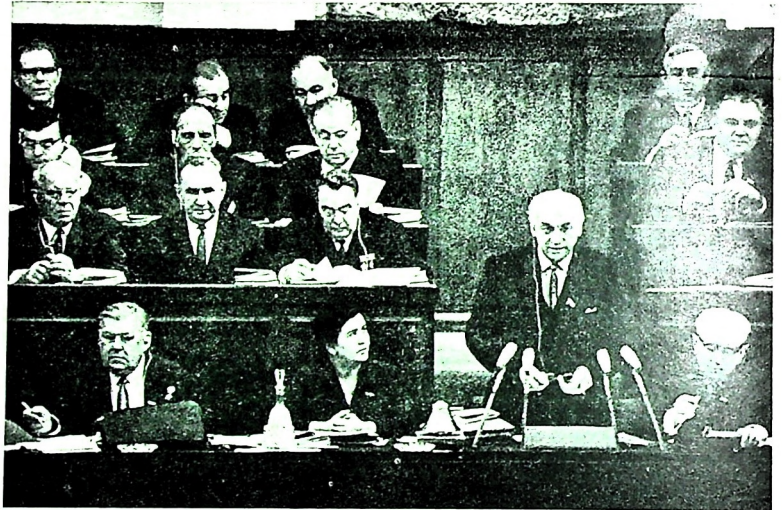
Das „Memeler Dampfboot“, das Heimatblatt unserer memelländischen Nachbarn, brachte in einer seiner letzten Ausgaben einen Rückblick auf eine Episode der Geschichte Litauens, den man auch als freundliche Würdigung des litauischen „Knygnešys“ (Bücherträger) bezeichnen könnte. Der Verfasser, H. Gelhaar, bringt den Beitrag im Zusammenhang mit den Ereignissen in der Tschechoslowakei und gibt ihm die Überschrift „Terror damals wie heute“. Dort heißt es:

Eine Abart der Sklaverei in Europa war die Leibeigenschaft der Bauern. Ihr Los war am härtesten in Rußland und in den westlichen Bastionen des Riesenreiches, Polen und Litauen. In der russischen Literatur gibt es viele Hinweise, daß dort die Menschenwürde der Bauern, der „Muschiks“, denkbar niedrig im Kurs stand. 50 Jahre später als in Preußen, 1861, wurde in Rußland die Leibeigenschaft durch ein Manifest Alexander II. aufgehoben. Dadurch wurden etwa 35 Millionen Bauern, darunter einige Hunderttausend in Litauen, frei; nicht etwa weil die geknechteten Bauern revoltiert hätten; der Gedanke an kollektiven Widerstand war längst aus ihren Köpfen herausgeprügelt worden. Junge, human denkende Russen, die Gelegenheit gehabt hatten, die Fortschritte auf wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gebieten in Westeuropa ken-

nenzulernen, empfanden die Leibeigenschaft in ihrer Heimat immer deutlicher als nationale Schande.

Zwei Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft zettelten polnische Intellektuelle und Gutsbesitzer, denen auch die großen Güter in Litauen gehörten, die letzte große Revolte gegen die russischen Zwingherren an, die damals ebenso wie die zaghaften Liberalisierungsbestrebungen in der Tschechoslowakei brutal unterdrückt wurden. Die Rolle der Panzer fiel damals den gefürchteten Kosaken zu, die, plötzlich auftauchend und wie der Sturmwind durch die Straßen Warschaws brausend, alles niedersäbelten, was nicht schnell genug fliehen konnte.

Mit dem Aufstand begann für die Litauer, wie der Historiker Ruseckas in seinem Buch „Spaudos draudimo gadyne“ (Die Zeit des Druckverbotes — dem auch die Zahlenangaben entnommen sind) schreibt, „der Weg nach Golgatha“. Viele geistig regere Litauer wurden in Gefängnisse geworfen; etwa 150 wurden von russischen Kriegsgerichten zum Tode verurteilt und gehängt. Ihr Besitz wurde Fremdlingen aus dem Innern Rußlands übereignet. Einigen gelang die Flucht ins westliche Ausland; diese gingen der gequälten Heimat, die dringend Führungskräfte brauchte, für immer verloren. Mißernten, die nach dem Aufstand mehrere



Podgorny, Kosygin und Breschnew lauschen Justas Paleckis. Am 13. Dezember vorigen Jahres fand im Kreml eine gemeinsame Sitzung der beiden sowjetischen Parlamente statt, dem Obersten Sowjet und dem sowjetischen Nationalitätenrat. Das erste entspricht in der Organisationsform ungefähr dem deutschen Bundestag, das zweite hat eine Funktion, die der des deutschen Bundesrates ähnlich ist. Die gemeinsame Sitzung der beiden Gremien könnte, bei großzügiger Auslegung, etwa der deutschen Bundesversammlung am 5. März dieses Jahres in Berlin entsprechen. Die Leitung dieser Sitzungen übernimmt jeweils ein Vertreter einer der autonomen Nationalstaaten der Sowjetunion. Diesmal war es der Vertreter der Sowjetrepublik Litauen, Justas Paleckis, der übrigens am 22. Januar dieses Jahres 70 Jahre alt geworden ist. In der zweiten Reihe links sitzen Staatspräsident Podgorny, Ministerpräsident Kosygin und Parteichef Breschnew. Breschnew blättert in seinen Papieren, aber Podgorny und Kosygin sehen immerhin so aus, als ob sie zuhörten. Seit dem 21. August 1968 scheint es aber zweifelhaft, ob die Großen den Kleinen zuhören können. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß es auch unter den Großen solche gibt, die wenigstens aus Zweckmäßigkeitsgründen darauf hören möchten, was die Kleinen sagen! In einem hübschen DDR-Witz heißt es: Ohne „Underberg“ kommen Kosygin und Breschnew gar nicht mehr miteinander aus. „Underberg“ ist ein bekannter Magenschmerzmittel — der sowjetische Staatspräsident heißt Podgorny, zu Deutsch — Unterberg. . .

Jahre aufeinander folgten, steigerten die Nöte des Volkes ins Ungemessene.

Die zaristische Regierung schickte einen Gouverneur namens Murawjew nach Litauen. Dieser Satan glaubte, durch rigorose Russifizierung des kleinen führerlosen litauischen Volkes am sichersten neuerlichen Unruhen im westlichen Winkel des Riesensreiches vorbeugen zu können. Sein Vorhaben erschien keineswegs aussichtslos. Die dünne polnische Herrenschicht war Vorbild für die wenigen Litauer, die sich aus der Masse der in geistliche Finsternis versunkenen Landsleute herauszuheben vermochten. Litauisch sprachen fast nur die aus der Leibeigenschaft entlassenen, von den arrogant Polen verachteten und von den korrupten russischen Schergen geplagten Bauern, die auch bei ihren polnischen Seelsoorgern kaum Beistand fanden. Auf Anordnung des Gouverneurs wurde in den Schulen sofort statt Litauisch nur Russisch unterrichtet. Diese Maßnahme war noch nicht so schwerwiegend wie es scheinen könnte. Schulpflicht bestand nicht. Die Kinder der unter den Folgen der Leibeigenschaft leidenden Bauern mußten frühzeitig arbeiten. Zum Schulbesuch war nur im Winter Zeit; dann hinderten schlechtes Wetter und lange Wege das geringe Streben nach Bildung. Höhere Schulen waren den Bauernkindern von vornherein verboten. Die Eltern boykottierten die russischen Schulen; sie unterrichteten selbst ihre Kinder ein wenig im Lesen, soweit sie dazu in der Lage waren, oder ließen die Kinder heimlich von kundigen Personen unterrichten, was verboten war und streng bestraft wurde. Trotzdem verbreitete sich diese primitive Art der Schulbildung, die aber durch den Mangel an Gesang- und Gebetbüchern (andere Bücher waren kaum bekannt und begehrt) sehr behindert wurde. Der Gouverneur machte sich diesen Umstand zunutze. Im Jahre 1865 verbot er aus eigener Machtvollkommenheit, ohne gesetzliche Grundlage, den Druck litauischer Bücher mit gotischen Buchstaben, die allein den Litauern bekannt waren. Statt dessen wurden Gesang- und Gebetbücher massenhaft mit kyrillischen (russischen) Lettern gedruckt und der Bevölkerung zu billigsten Preisen aufgedrängt (Gesangbücher gab es schon für 30 Kopeken), oft sogar geschenkt. Vorausblickende litauische Geistliche argwöhnten nicht ohne Grund, ihre Schäfchen könnten dadurch dem katholischen Glauben entfremdet und allmählich von der orthodoxen Staatskirche Rußlands eingefangen werden. Als sich immer deutlicher zeigte, daß die Machthaber trotz aller Bitten nicht daran dachten, das Druckverbot auch nur zu lockern, fand ein Bischof namens Valancius einen Ausweg. Er organisierte als erster den Druck litauischer Gesang- und Gebetbücher (daran allein war die Geistlichkeit interessiert) mit gewöhnlichen gotischen Lettern im benachbarten Ostpreußen, vornehmlich in Tilsit, und den Schmuggler der verbotenen Bücher über die scharf bewachte deutsch-russische Grenze nach Litauen.

Diese Grenze wurde von Soldaten bewacht, die aus weit entfernten Gebieten Rußlands stammten. Sie standen so dicht, daß sie sich durch Zurufe verständigen konnten. Die zweite, drei bis fünf Kilometer dahinter liegende Linie, war weniger dicht besetzt. Noch viel weiter landeinwärts patrouillierten Grenzwächter zu Fuß und zu Pferde hin und her. Der heimliche Übergang über die Hauptlinie war am gefährlichsten. Nur mutige, ortskundige Männer wagten die dreifach gesi-

cherten Grenzen mit Konterbande zu überschreiten. Anfangs waren es Berufsschmuggler, die die verbotenen Bücher über die Grenze brachten. Sie mußten für ihre lebensgefährlichen Dienste gut bezahlt werden, die ideelle Seite der Buchaktion interessierte sie nicht. Dadurch wurden die Bücher erheblich verteuert; sie waren trotzdem begehrt und wurden gekauft. Bald fanden sich mutige Männer, die nicht um schnöden Lohn, sondern um der guten Sache willen und um den verhassten Russen zu trotzen, den Transport der dringend benötigten Bücher von Tilsit nach Litauen übernahmen. Als die Russen dahinterkamen, begann sofort die Jagd auf die Bücherträger. In waldgefährlichen Situationen diese gerieten, schildert anschaulich der bereits erwähnte Historiker Ruseckas nach Erzählungen von Schmugglern:

In einer dunklen Nacht kamen wir vier Mann mit Büchern bepackt glücklich unweit Tauroggen über die Grenze. Plötzlich hörten wir das gefürchtete „Stoi“ (stehe)! Wir warfen alles von uns und flohen. Die Grenzwächter schossen hinter uns her. Einer wurde erschossen, ein anderer verwundet, der sich aber verbergen konnte. Der Dritte erreichte verwundet sein Heimatdorf, starb aber bald darauf.

Der Erzähler, damals noch ein junger Mann, konnte sich im dichten Laube eines erkletterten Baumes verbergen bis die Russen verschwunden waren. Längere Zeit später kam er wieder mit einem Freund

mit Büchern über die Grenze. In der Dunkelheit wurden sie von Grenzwachen angerufen und aufgefordert, stehenzubleiben. In ihrer Not sprangen sie in ein nahes Fließchen, tauchten unter und mußten, die Köpfe vorsichtig heraussteckend, um Luft zu schnappen, ziemlich lange in dem nassen Element ausharren (im Oktober), bis die suchenden und fluchenden Russen abgezogen waren.

Ein anderer Fall: Zwei Schmuggler, mit Büchern beladen, verirrt sich in einer dunklen, stark nebligen Nacht im Wald, weit hinter der Grenze. Plötzlich hörten sie Schritte und die Aufforderung „Stoi“. Die Männer flohen. Die Grenzwächter, die in der Dunkelheit auch nichts erkennen konnten, schossen in der Gegend umher. Einer entkam. Der andere, der sein Bücherpaket auf dem Rücken festgebunden hatte, wurde getroffen und festlegte sich schwer verletzt in ein am Waldrand gelegenes Kartoffelfeld, wo er liegen blieb und verblutete. Seine Leiche wurde erst nach Tagen gefunden.

Hatten die Bücherträger ihre „Ware“ glücklich nach Hause gebracht, dann mußten sie jederzeit mit Haussuchung durch russische Gendarmen rechnen. Mit welchen ausgefallenen Mitteln sie diesen Belästigungen begegneten, schildert ein Bücherträger folgendermaßen:

Ich hatte an der Herdstelle ein Loch ausgegraben und mit Brettern ausgekleidet; das war unser Bücherdepot. Auf der beweglichen Tür über dem Loch schichtete ich mit Zement vermischten Lehm. Darauf



Erinnerung nach 43 Jahren. Aus dem Nachlaß einer Tante erhielt ich auf langen Umwegen etliche alte Klassenbilder aus der Deutschen Oberschule zu Kovno. Eines dieser Bilder, der 5. Klasse, trägt auf der Rückseite die Unterschriften der Schüler und Schülerinnen und ein Datum: 16. März 1926. In der Erinnerung verbinden sich nach so langer Zeit Bild und Name zu ehemals vertrauten Menschen, von denen heute die überwiegende Mehrzahl leider nicht mehr am Leben ist. So manche Begebenheit innerhalb und außerhalb der Schule steigt aus der Vergessenheit empor, längst entschwundene Gespräche werden wieder wach.

Ich habe mich der Mühe unterzogen, die zum Teil noch leserlichen Namen alphabetisch zu ordnen; dabei habe ich die Vornamen, soweit es mir möglich war, ergänzt. Der Klassenlehrer war Herr Edmund Gilde, die Namen der Schüler und Schülerinnen lauten: Helene Aronowski, S. Aronowski, Hilda Augustat, Alice Balbad, Konstantin Bratanowitsch, Georg Dobbert, Paul Friedrich, R. Fuchs, Nina Galvydis, Georg Gettner, Johann Glanert, G. Goldschmidt, Georg Gudat, Cilly Heilsberg, Lotte Hoyer, Rudolf Hoyer, Jorinaite, Ella Jorn, Sina Kaschdan, Birute Kekstaitė, Harry Kruck, Willy Kruck, Rudolf Lüneburger, Edgar Luthermoser, Sonja Markus, Alexander Maximow, Benjamin Muschkat, Keistutis Orentas, Vytautas Orentas, Philipp, Minna Raines, Sina Raines, Emil Richter, Erika Rohrs, Boris Rosenberg, Sina Rosenblum, Sinaida Rosenblum, Liuba Rosenthal, Lilly Salomonowski, H. Scheinberg, Georg Schön, Ewald Schulz, Margarete Sergejeff, Michael Sribny, A. Voitkewitsch. B u t z k e

brannte das Herdfeuer. Die Russen, denen ich als Bücherschmuggler wahrscheinlich denunziert worden war, hielten mehrfach Haussuchung bei mir, ohne das Versteck zu entdecken. Einmal hätten sie mich beinahe erwischt. In einer Nacht kam ich spät nach Hause. Einen Teil der Bücher konnte ich unterwegs bei Bekannten abgeben. Am nächsten Morgen in aller Frühe klopfen die gefürchteten Gendarmen an meiner Tür. Ich bat sie, sich ein wenig zu gedulden, bis ich mich angekleidet hätte. In aller Eile schob ich die noch nicht im Loch versteckten Bücher unter mein in der Wiege liegendes Kind und unter meine im Bett liegende kranke Mutter. Kaum war ich damit fertig, drängten sieben Gendarmen durch die aufgedrückte Tür in die Stube. Sie schrien mich an, sie wüßten, daß ich verbotene Bücher hätte, die herauszugeben sie verlangten. Lachend erwiderte ich: „Wenn ihr ein Kind samt Wiege und eine alte Frau haben wollt, dann nehmt!“ Sie durchwühlten das ganze Haus wie nie zuvor. Als sie nichts fanden zogen sie fluchend und Drohungen ausstoßend ab, kehrten aber bald zurück, durchsuchten vergeblich noch einen Stapel Brennholz und den Keller; dann verschwanden sie endgültig.

Von dem in der französischen Revolution geborenen und von den in Deutschland machtvoll aufstrebenden Wissenschaften genährten Geist der Freiheit gingen befruchtende Impulse auch nach Litauen. Die inzwischen herangewachsene Generation begnügte sich nicht mehr allein mit Gesang- und Gebetbüchern; sie wollte wissen, was in der Welt, besonders aber was in der Heimat geschah. Diesem Verlangen entsprach der Litauer Basanavicius, der 1883 die erste periodisch erscheinende in Tilsit gedruckte Zeitschrift „Aušra“ (Morgensröte) herausgab. Der Herausgeber beschäftigte sich vornehmlich mit der heroischen Vergangenheit Litauens, weckte die Liebe zu Volk und Vaterland, versuchte polnische Einflüsse zurückzudrängen, vermied es aber, die russischen Zwingherren zu kritisieren in der vergeblichen Hoffnung, dadurch das Druckverbot mildern zu können. Die „Aušra“, die nur in kleiner Auflage herauskam und über die Grenze geschmuggelt wurde, war dennoch für die dem Fortschritt aufgeschlossenen Leser eine Art Sensation. Auf die Dauer konnte das Blatt, das vornehmlich den Patriotismus pflegte, nicht befriedigen. Im Jahre 1886 erlosch die „Aušra“. Sie hatte aber in der kurzen Zeit bewirkt, daß die Leser Vertrauen in die eigenen Kräfte gewannen, daß sie sich Gedanken über ihre nationalen und wirtschaftlichen Belange machten, und hatte, was hervorzuheben verdient, das Verlangen nach weltlichem Schrifttum geweckt.

Schon im nächsten Jahr (1887) erschien die „Sviesa“ (Licht), die, von Geistlichen herausgegeben, nicht befriedigte, weil sie nationale und wirtschaftliche Belange vernachlässigte. Zwei Jahre später (1889) erschien die „Varpa“ (Glocke), redigiert von Dr. Kudirka, der in der neueren litauischen Geschichte einen besonders guten Namen hat. Kudirka verlangte bereits Pressefreiheit und litauische Schulen. Er forderte die Litauer auf, ihre Belange in eigene Hände zu nehmen, sich fortzubilden und sich nicht mit der Gnade des Zaren zu begnügen. Kudirka weckte als erster den Geist des Widerstandes gegen die russische Fremdherrschaft. Bald erschienen mehr in Preußen, vornehmlich in Tilsit gedruckte periodische Schriften, wie „Apšvalga“ (Umschau), „Ukininkas“ (Bauer), „Lietuviškas Darbininkas“ (Li-

tauischer Arbeiter), „Tevynes Sargas“ (Wächter des Vaterlandes) u. a. Zudem begannen die Bücherträger und Verteiler eine Art Organisation zu bilden. Die Russen, von zahlreichen Spitzeln unterrichtet, beantworteten nach der Art sturer Fanatiker diese erhöhte Aktivität mit rücksichtsloser Verfolgung, mit härteren Strafen, Mißhandlungen und Verbannung. Bestechung, Mut, Glück, Gewandtheit und List waren notwendig, um gegen die Schergen des allmächtigen Zarentums erfolgreich ankämpfen zu können. Gegen Ende des Jahrhunderts schien es zeitweise, als ob alle Mühen und Opfer vergeblich gebracht worden wären; die Zahl der Streiter für die geistige Erneuerung des Volkes ging aus Furcht vor den drakonischen Strafen stark zurück.

Es war jedoch zu spät, das rollende Rad der Geschichte aufzuhalten. Selbst in Rußland mehrten sich, trotz brutaler Verfolgungen die Stimmen, die mit dem Regime unzufrieden waren; sie forderten die Neuordnung des Reiches, das Ende aller Unterdrückungen und Verfolgungen und Pressefreiheit. Der russisch-japanische Krieg (1904—1905), den bekanntlich Rußland verlor, enthüllte allzu deutlich das unfähige zaristische Regime, das Bestechungen und Verfehlungen duldete und dessen hervorstechendste Eigenschaften Druck, Terror und Verfolgungen waren. Durch den Krieg gezwungen, begriffen die Machthaber endlich, daß es nicht ratsam sei, sich weiterhin durch kleinliche Verbote noch mehr innere Feinde im Westen des Reiches zu schaffen. Nach fast 40 Jahren, am 7. Mai 1904, wurde das Druckverbot mit Zustimmung des Zaren aufgehoben.

Die zuständigen amtlichen Stellen in Deutschland wußten, daß die in ihrem Aufsichtsbereich gedruckten litauischen Schriften in Litauen verboten waren; sie behinderten die Druckereien jedoch in keiner Weise. (Ein hoher Polizeibeamter in Tilsit wurde sogar gemäßigert, weil er einen in der Stadt eingetroffenen Bücherschmuggler hatte verhaften lassen.) Dadurch unterstützten sie entscheidend das beharrliche Bestreben des litauischen Volkes, nicht im russischen Völkerbrei

Was die kristallinen Stunden bringen

Was die kristallinen Stunden bringen an blankgeschliffnem Schmerz, ist wert, daß man vor allen ihren Schwestern, die ins Nichts verkringen, sie wiederholt begebrt.

Was die kristallinen Stunden bringen, ist, unter uns gesagt, kein Ansporn mehr zu den internen Sprüngen, wenn's draußen sarkophagt.

Oskar Appel

zu versinken. Der Angriff war abgeschlagen, aber der Sieg war teuer erkauft. Aus erhaltenen spärlichen Aufzeichnungen ist zu ersehen, daß 1871 acht Personen wegen Besitz verbotener Bücher zu langjährigen Gefängnisstrafen und zu Verbannung verurteilt wurden. Nach einem anderen Bericht wurden an der Grenze elf Bücherschmuggler erschossen, 23 zu insgesamt 19 Jahren Zuchthaus und 32 zu insgesamt 85 Jahren Verbannung verurteilt. Nach einem in Kowno aufgefundenen Bericht der russischen Polizei wurden in der Zeit von 1889 bis 1896 wegen Bücherschmuggel, Verteilung und Besitz verbotener Bücher 273 Menschen angeklagt, zu insgesamt 46 Jahren Zuchthaus, 150 Jahren Verbannung und zu 43 Jahren Polizeiaufsicht verurteilt. Allein im letzten Jahrzehnt des Druckverbots sollen an der Grenze nach Schätzungen rund 150 000 verschiedene Drucksachen beschlagnahmt worden sein. Diese luckenhaften Berichte bestätigen deutlich, daß damals der Weg des litauischen Volkes in eine hellere Zukunft durch Not, Blut, Tränen und schweren materiellen Schaden gekennzeichnet war. Und dieses Unrecht geschah, weil ein kleiner, von seinen Vorgesetzten geschützter Satrap sich anmaßte, ein kleines Volk mit langer Tradition seiner völkischen Eigenart berauben zu können.



Hoher Schnee im März, das war in der alten Heimat nichts Ungewöhnliches. Die deutsche Schule in Schoden in einer Aufnahme vom März 1931.

Eugen Malzahn 75 Jahre

Landsmann Eugen Malzahn — Senior-Chef der Firma Eugen Malzahn KG., Iserlohn, — vollendet am 22. März 1969 sein 75. Lebensjahr. Zwei Weltkriege beeinflussten sehr stark seinen Lebensweg, der infolgedessen nicht immer gradlinig verlief. Eugen Malzahn erlernte in Gumbinnen (Ostpreußen) bei einer Maschinenfabrik den Beruf des Maschinenbaus und absolvierte anschließend in Kowno eine kaufmännische Lehre mit Erfolg.

Aufgrund seiner Ausbildung war er im Jahre 1921 in der Lage, den väterlichen Betrieb (Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen) in Schaken zu übernehmen und ihn im Laufe der Jahre zu einem respektablen Unternehmen auszubauen. Er gliederte eine Eisengießerei an, die den Hauptbetrieb mit den nötigen Maschinenteilen versorgte.

Im Zuge der Umsiedlung kam Eugen Malzahn im Jahre 1941 nach Deutschland; sein mit viel Fleiß und Mühe aufgebauter Betrieb mußte aufgegeben werden. Der zweite Weltkrieg hinderte ihn zunächst an der Realisierung weiterer Pläne. Nach Kriegsende wurde Eugen Malzahn nach

Iserlohn verschlagen, wo er bereits 1945 mit der Gründung eines neuen Unternehmens begann. Da jegliche Mittel fehlten und mit Unterstützung der Banken bzw. des Staates nicht gerechnet werden konnte, war der Anfang sehr schwierig. Durch Energie und Fleiß ist es Eugen Malzahn trotzdem gelungen, einen heute in dieser Branche zu den größten Unternehmungen seiner Art gehörenden Betrieb aufzubauen. Eugen Malzahn, der eigentlich von Haus aus Maschinenbauer war, wagte sich auf ein für ihn vollkommen ungewohntes Neuland; er begann die Fabrikation von Zubehörteilen aus Kunststoff für die Wäscheindustrie und hatte damit sehr großen Erfolg. Im Jahre 1960 konnte dann ein eigener Neubau bezogen werden. Die Firma Eugen Malzahn KG. hatte große Anstrengungen unternommen, um erfolgreich zu exportieren; heute werden Malzahn-Produkte in über 50 Länder der Welt geliefert. Nicht zuletzt Eugen Malzahns unerschöpflichem Ideenreichtum ist diese Entwicklung zu verdanken — vieles, was heute in der Hemdenindustrie als selbstver-



Landsmann Eugen Malzahn

ständig bekannt ist, wurde von ihm erst entworfen und entwickelt. Auch jetzt noch ist Landsmann Malzahn stets aktiv und erfreut sich guter Gesundheit.



Das Datum des 9. März 1929 tragen die Biergläser auf dem Tisch der deutschen Studentenkorporation „Arminia“ auf einem litauendeutschen Maskenball in den Räumen des Kauener Deutschen Gymnasiums. In der Mitte der Steherreihe (mit Brille) Studiosus Hermann Jaekel, jetzt seines Zeichens Pastor und Vorsitzender des Hilfskomitees der evangelischen Deutschen aus Litauen.

Heimgekehrte Landsleute

Senior Pastor Jaekel konnte wiederum im Grenzdurchgangslager Friedland einige heimgekehrte Landsleute begrüßen. Es sind dies:

Klaudia Vassilieva, geb. Finger, geb. 5. 6. 1895, aus Utena. Sie wurde zum Lager Rastatt weitergeleitet.

Alfred Adam, geb. 12. 5. 1938, aus Liepoje, mit Ehefrau Veronika, geb. Sudeikaite, und den Kindern, Romeraldas, Jornoweite und Alma. Sie wurden nach Johanhäusen-Osterfeld, Quellstr. 2, entlassen.

Drei Millionen Einwohner

Nach Berechnungen des Statistischen Amtes in Wilna erreichte die Einwohnerzahl Litauens Anfang dieses Jahres 3 096 000. Wilna zählt jetzt 344 000, Kaunas 309 000, Memel 140 000, Schaulen 87 000 und Ponewesch 71 000. Außerdem gibt es 15 Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern, zu denen neuerdings auch Birschen, Utena, Jonava und Heydekrug gehören. Demnächst erreicht auch Raseinen die Einwohnerzahl von 10 000.

Das nächste **Bundestreffen** der Deutschen aus Litauen

findet Pfingsten 1969 (am 24./25. Mai) in unserer Patenstadt Neheim-Hüsten im schönen Sauerland/Westfalen statt.

**Der Bundesvorstand
der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen**

Bundesvertriebenenminister wurde Bundestagspräsident

Für das durch den Rücktritt Dr. Eugen Gerstenmaiers freigewordene Amt des Bundestagspräsidenten wählte der Bundestag den bisherigen Bundesvertriebenenminister Kai-Uwe von Hassel. In Hassels Amtszeit als Bundesvertriebenenminister wurde die 19. Novelle zum Lastenausgleichsgesetz verkündet, deren Schwergewicht in der Erhöhung der Sätze der Hauptentschädigung liegt. Ebenso brachte die 20. Novelle gerade auf sozialem Gebiet zahlreiche Verbesserungen, wie etwa die Anhebung der Sätze der Unterhaltshilfe und auch der Freibeträge, die Einbeziehung weiterer Jahrgänge in die Unterhaltshilfe sowie die Angleichung der besonderen laufenden Beihilfe für SBZ-Flüchtlinge an die Entschädigungsrente.

Heinrich Windelen neuer Vertriebenenminister

Zum Nachfolger des Bundesvertriebenenministers Kai-Uwe von Hassel wurde am 7. Februar dieses Jahres der CDU-Bundestagsabgeordnete Heinrich Windelen ernannt. Der neue Bundesvertriebenenminister ist Schlesier. Er wurde 1921 in Bolkenhain geboren. Nach dem Abitur wurde er 1939 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Anschließend war er im Kriegshilfsdienst tätig. Von 1940 bis 1941 studierte er bis zu seiner Einberufung in Breslau Physik und Chemie. Nach dem Kriege bildete sich Windelen von 1945 bis 1948 in Telgte und Warendorf zum Kaufmann aus. 1949 beteiligte er sich an der Gründung eines kaufmännischen Betriebes, dessen Geschäftsführer er wurde. Mitglied der CDU wurde Windelen 1946 und gehört seit 1957 ununterbrochen dem Bundestag an.

Bundesjugendtag der Deutschen Jugend des Ostens

Der 16. Bundesjugendtag des Bundesverbandes der Deutschen Jugend des Ostens (DJO) fand am 22./23. Februar 1969 in der Bildungsstätte der Deutschen Jugend des Ostens, in Malgarten bei Bramsche statt.

Angelpunkt war eine Podiumsdiskussion am 22. Februar zu dem Thema: „Die deutsche Frage — ein europäisches Problem.“

Die Losung für den Kirchentag 1969

„Hungern nach Gerechtigkeit“ heißt die Losung für den 14. Deutschen Evangelischen Kirchentag, der vom 16. bis 20. Juni 1969 in Stuttgart stattfinden wird. Die Losung knüpft an die Bergpredigt an, die als zentraler biblischer Text für den Kirchentag vorgesehen ist.

„Sagenhafte Dinge“

Das Grenzdurchgangslager Friedland bei Göttingen war 1968 für 10 121 Menschen die erste Station in dem so lange ersehnten Westen. Die Zahl ist gegenüber 1967 fühlbar gesunken (2515 weni-

ger). Am stärksten macht sich der Rückgang bei den Übersiedlern aus Polen und den ehemals deutschen Ostgebieten bemerkbar: Mit 7931 waren es 2728 weniger als 1967. Die Zahl der Übersiedler aus der Sowjetunion ging mit 566 fast um die Hälfte zurück.



Zeichnung E. Pfaffenberger

Hunderttausende warten noch auf die Ausreise-Erlaubnis in die Bundesrepublik, in den „goldenen Westen“. Selbst die meisten Siebenbürger Sachsen in Rumänien, denen es relativ gut geht, möchten heim ins „Land der Ahnen“. Denn sagenhafte Dinge erzählt man sich dort von Bundesdeutschland ...

Der Wähler als „Souverän“!

Just in der Zeit, in der die Märznummer der „Heimatstimme“ gerade gedruckt wird, entscheidet sich, wer nunmehr Präsident der Bundesrepublik Deutschland geworden sein wird. Aber mehr als die Hälfte aller wahlberechtigten Bundesbürger wußte nicht, daß Bundesverteidigungsminister Schröder (CDU) und Bundesjustizminister Heinemann (SPD) die Kandidaten für das Amt des Bundespräsidenten gewesen sind. Nach einer in der ersten Februarhälfte dieses Jahres vorgenommenen Umfrage der Wickert-Institute in Tübingen wußten 46 Prozent auf eine entsprechende Frage überhaupt keine Antwort zu geben. Weitere sechs Prozent der 2000 Befragten nannten falsche Namen, an erster Stelle Kiesinger, gefolgt von Strauß und Brandt. Die Namen der beiden richtigen Kandidaten nannten ganze 33 Prozent!

Da die Beteiligung der Wahlberechtigten bei den Wahlen in der Bundesrepublik verhältnismäßig hoch ist, zwischen 70 und 80 Prozent, liegt der Schluß nahe, daß 40 bis 50 Prozent möglicherweise gar nicht wissen, was, wen und warum sie wählen ...

Jetzt auch Arbeits-Pille!

Nun hat der sowjetische Professor Pererkalin eine neue Wunderpille erfunden, die alle Angst, Müdigkeit, Unentschlossenheit und die Depressionen vertreibt. Ihre Zusammensetzung wird geheimgehalten. Die Sache hat aber einen großen Haken: Die Pille darf nicht frei an jedermann verkauft werden, auch nicht gegen Rezept. Sie wird, und das ist kein Witz, nur an solche Betriebe gegeben, deren Produktion nicht das Soll zu erreichen droht. Die Arbeiter schlucken die Pille, und schon steigt die Leistung. Ähnliche Drogen des Westens seien, so wird behauptet, längst nicht so wirksam ...



Das heimatliche Gruppenbild. Der Jugendbund der Kauen-Schanzer deutschen Baptistengemeinde.



Aus Krottingens wechselvoller Geschichte

In der äußersten nordwestlichsten Ecke Litauens finden wir den Krottingenschen Kreis, welcher einen Flächenraum von ca. 2454 Quadratkilometern mit 245 394 Hektar Land und annähernd 110 285 Einwohnern umfaßt.

Vor dem ersten Weltkriege gehörte das alles zum Telschenschen Kreise. Nur die deutschen Okkupationsbehörden richteten einen selbständigen Krottingenschen Kreis ein. Als Litauen ein unabhängiger und selbständiger Freistaat wurde, blieb der Krottingensche Kreis bestehen. Nur seine Grenzen wurden geändert. Zum jetzigen (1927) Bestand des Kreises gehören elf Kommunalgemeinden (valsčiai), und zwar: Andrejowo, Darbenen, Garsden, Kartena, Krottingen, Kullen (Kuliai), Maseden (Mosedis), Plateln, Salanten, Schoden (Skuodas) und Vevirzen.

Die Gründung der Stadt Krottingen fällt in eine Zeit, da die Reformation mit der Gegenreformation (kath. Reaktion) in Litauen und Polen einen historischen Kampf auf Leben und Tod auskämpfte. Alle Geschichtsschreiber, sowohl die evangelischen, wie auch die katholischen, zum Beispiel Wotschke, Lukaszewicz, Krasinski, Bukowski, Zakrzewski, Liubowicz, Dombrasukas, Puryckis u. a., welche die litauische und polnische Reformationsgeschichte behandeln, sind einig in dem einen Punkte, daß die Reformation im 16. Jahrhundert in unserem Lande anfangs sehr siegreich gewesen ist, nachher aber der Uhermacht und dem Andrang der Jesuiten, denen kein Mittel zur Bekämpfung des evangelischen Glaubens zu schlecht war, — erlag und beinahe ganz ausgerottet wurde. Es ist nicht möglich, die erwähnte Reformationsgeschichte hier ausführlich zu behandeln. Wir halten uns daher nur bei Krottingen.

Im Büchlein Dombrasukas: „Der Protestantismus in Litauen im 16. Jahrhundert“ lesen wir u. a.: „Dort, wo heute Polangen, Krottingen, Salanten, Gintalischken usw. sich befinden, stand im 16. Jahrhundert noch keine einzige katholische Kirche. Es war den aus Preußen hervordringenden protestantischen Predigern ein leichtes, die in den dortigen Wäldern wohnhaften halbheidnischen Shemaiten für ihre (d. h. evangelische) Lehre zu gewinnen. Das Luthertum verbreitete sich im Shemaitenlande so schnell, daß die Lutheraner im Jahre 1567 schon ca. zehn Kirchen daselbst hatten. Ebenso lesen wir in demselben Werke, daß die kalvinistischen Reformisten zu derselben Zeit in Litauen mehr als 40 Kirchen gehabt haben. Evangelische Kirchen oder Bethäuser hat man damals schon zum Beispiel in folgenden Ortschaften vorgefunden: Birziai, Schilawa, Linkuwa, Rietapa, Gelawa, Goniprawa, Plunge, Kartena, Kurkliai, Gruzdziai, Radsiwilischken, Padu-

bisa, Kedainai, Kolaimiai, Gaure, Upita, Grinkischkis, Skouds (Schoden), Tauroggen usw.

Doch bald wendet sich das Blatt. Die Jesuiten ziehen ein in Litauen. Ausländische katholische Diplomaten, Kirchenfürsten und Kardinäle (zum Beispiel Hosius, Kommendone, Bongiovanni u. a.) nehmen Teil am Kampfe. Sie stärken die Reaktionsäre mit Rat und Tat. Die Hauptaufmerksamkeit wird den Vornehmen und Gewaltigen zugewandt. Das niedrigere Volk wurde damals nicht nach seiner Überzeugung gefragt. Es mußte einfach sich der Gewalt fügen. — Die leichter zugänglichen von den Vornehmen wurden mit Verlockungen, Ehrendiensten usw. bewogen, aus der evangelischen zur katholischen Kirche zurückzukehren. Die Standhalterten wurden bekämpft. Der polnische König wird überredet, Gewaltmaßregeln gegen die Evangelischen zu ergreifen. Der Oberfeldherr des Großfürstentums Litauen — Fürst Radziwill (der Schwarze) — stirbt. Er war der treueste und energischste Verteidiger der Protestanten in Litauen gewesen. Ein zweiter Machthaber Litauens, und zwar der Starosta von Samogitien, Johann Karl Chodkewicz, der noch die erste Schodensche evangelisch-lutherische Kirche erbauen ließ, läßt sich vom Kardinal Hosius überreden, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Um seine frühere Ketzerei abzu büßen, muß er nun mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften, die katholische Sache stärken, den

Protestantismus bekämpfen. — Über die nun darauf folgende Zeit in Krottingen, lesen wir aus „Biskupstwo Zmujdzkie“ Krakow 1898 und „Pamjatnoja Knyzka“ Kowenskoj Guberniji 1906 folgendes:

„Der berühmte Oberfeldherr (karvedis) Johann Karl Chodkewicz hatte große Güter nahe bei der Preußischen Grenze. — Ihm wurde erzählt, daß die dortigen Katholiken jeden Tag von lutherischen Lehrern oder Predigern verlockt und überredet werden, von der katholischen zur protestantischen Glaubensgemeinschaft überzutreten.

Wiewohl nun Chodkewicz der Meinung war, daß unsere Shemaiten gar nicht so leicht zu überreden sind, verfügte er doch, um jeder Möglichkeit, den Katholiken ihren Glauben zweifelhaft zu machen, vorzubeugen, daß man Lutheraner, besonders aber ihre Lehrer und Prediger nicht ins Haus hereinlassen soll, denselben keine Nachtherberge gebe und überhaupt ihnen verbiete, ein katholisches Haus zu betreten. Außerdem beschloß Chodkewicz, ein Bernhardinerkloster zu erbauen, auf daß die Mönche Wachtdienste tun und die Katholiken vor der lutherischen Ketzerei beschützen könnten.

Auf dem linken Ufer des Flusses Akmene erbaute der Oberfeldherr eine hölzerne katholische Kirche, mit anderen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, in der nächsten Nähe des Krottingenschen Dorfes, zur rechten Seite desselben. Dann ließ er sechs Bernhardinermönche aus Litauen kommen und in einem kirchlichen Neben-gebäude wohnen, bis er das eigentliche Klostergebäude erbaut haben wird.



Krottingen heute. Die alte Mühle an der Akmena steht noch.

Foto: Annies

So kamen denn die Mönche und wohnen in der Nähe der Kirche. Sie wurden mit allem versorgt und hatten keine Not zu leiden. Einer von den Mönchen predigte allsonntäglich und zu den Feiertagen vor dem Volke oder katechisierte auch daselbe. Die anderen aber wanderten herum in den Dörfern, um die zweifelhaften Katholiken in ihrem Glauben zu befestigen. Diejenigen aber, die zur lutherischen Gemeinde übergegangen waren, wurden gezwungen, zur katholischen Kirche zurückzukehren.

Chodkewicz war mit der Tätigkeit der Mönche zufrieden und gab am 10. November 1603 seinem Verwalter Kunitzki den Befehl, während des Winters alles vorzubereiten, was zum Bau eines größeren und bequemerer Klosters erforderlich wäre.

Kunitzki versäumte nicht, den Befehl des Oberfeldherrn zu erfüllen und ließ den Winter über eine Menge Bauholz und Steine heranzufahren. — Ebenso ließ er im Frühlinge Kalk und Ziegel brennen. — Im Jahre 1605 wurde auf dem linken Ufer der Akmene eine ebene und schöne Baustelle ausgesucht und der Grundstein zu einem großen viereckigen Gebäude gelegt. Im Laufe von sieben Jahren war das schöne, massive, zweistöckige Klostergebäude fertig usw. usw.

Dieser Auszug aus der Chronik Krottingens, und zwar noch aus einer katholischen Geschichtsquelle, eröffnet uns einen Einblick in die Vergangenheit dieses Ortes. Da Chodkewicz nur um das Jahr 1570 zur römisch-katholischen Kirche zurückkehrte (siehe Puryckis „Glaubenspaltungen in Litauen“, Seite 160), so kann die erste, hölzerne katholische Kirche in Krottingen erst später, nach dem Jahre 1570 erbaut worden sein. Früher ist Krottingen nur ein Dorf „ohne Kirche“ gewesen, das den einzigen Vorzug vor anderen Dörfern hatte, daß es in der Nähe eines großen Gutes sich befand. Im Jahre 1605 wurde der Grundstein zum Kloster gelegt und nach sieben Jahren, also im Jahre 1612, war das Klostergebäude fertig. Die heutige massive Klosterkirche ist erst später erbaut worden. Von dieser Zeit an kann die Gründung Krottingens als eines Kirchdorfes ersten Ranges gerechnet werden, welches sich auch darauf als ein Städtchen oder Markort entwickelte.

Weiter sieht man aus dieser geschichtlichen Notiz, daß die Lutheraner des Ortes damals in Glaubenssachen nicht so gleichgültig und lau gewesen sind, wie die meisten unserer heutigen Glaubensgenossen. Dadurch ist die katholische Nachbarschaft mit solchem Erfolge evangelisch beeinflusst worden, daß nachher die Bernhardinermonche eine ständige Arbeit zu leisten hatten, um die zweifelnden Katholiken wieder in ihrem alten Glauben zu befestigen. — Da die zum Protestantismus bereits übergetretenen Katholiken nicht mehr so einfach oder leicht zur Rückkehr zu bewegen waren, mußten auch Zwangs- oder Gewaltmaßregeln zu deren Bekehrung angewandt werden. Wie aus der ganzen Beschreibung zu ersehen ist, haben die Lutheraner damals in ihrem Kampfe keine anderen Waffen gehabt, als nur ihren Bibelglauben.

Ganz anders war es auf der katholischen Seite. Was der Eifer und Fleiß der Mönche nicht konnten, das taten die Befehle des Oberfeldherrn oder die Gewaltmaßregeln der niedrigen Beamten, wie auch die Verordnungen der polnischen königlichen Regierung, die zum Beispiel

am 13. November 1619 in Warschau das Statut und die Rechte des Krottingenschen Bernhardinerklosters bestätigte. Danach hatten die evangelischen Lutheraner gleich den Katholiken dem Kloster allerlei Abgaben und Frondienste in natura zu leisten. — Daß unter diesen Umständen die Mönche mit allem gut versorgt waren und, wie oben gesagt, — keine Not zu leiden hatten —, ist ja nur selbstverständlich. „Die Not zu leiden“ hatte nur das niedrigere Volk, insbesondere aber die armen Lutheraner. Diese mußten nun beinahe 200 Jahre lang unter dem schweren Joch und Druck der feindschaftlich gesinnten Klosterherrschaft seufzen. Die Lutheraner in Krottingen hatten in dieser ganzen langen Zeit keine eigene Kirche, keinen Pastor, keine evangelische Schule, mit einem Worte — keinen eigenen Herd der kirchlichen Pflege und geistlichen Bedienung.

Wenn man weiß, wie abhängig und rechtlos damals ein leibeigener „Chemet“ oder „Kumetis“ und überhaupt ein jeder Landbauer der Gutsherrschaft, wie auch deren untergeordneten Beamten gegenüber war, — wie das niedrige Volk damals gepeitscht und behandelt wurde, so muß man sich wirklich nur wundern, daß der letzte Funke des evangelischen Glaubens in der Brust des Volkes damals nicht ganz ausgegangen ist, — daß er über 200 Jahre lang doch noch unter der Asche fortglühte, und zwar noch in der nächsten Nähe dieses berühmten Klosters mit seinen Heiligtümern und seinen berühmten wundertätigen und schönen Heiligenbildern. Der eigentliche Zweck des Klosters war doch ein „Wachturm und eine Festung“ zu sein gegen den zu gleicher Zeit aus Ostpreußen und aus Lettland ins Shemaitenland eindringenden Protestantismus.

Doch — es kam noch eine Zeit, da auch die stillen Seufzer des verwaisten und gedrückten lutherischen Volkes in Krottingen erhört werden sollten. — Die Erlaubnis zur Gründung einer evangelisch-lutherischen Kirche in Krottingen erteilte der russische Kaiser Alexander I. auf Bitten der Gemeinde, mittelst Ukas vom 7. Juli 1802, mit der Bestimmung, daß die Lutheraner von allen Abgaben an die katho-

sche Geistlichkeit befreit und nur zum Unterhalt ihres eigenen Predigers verpflichtet sein sollten. Diese Bestimmung kam aber bald in Vergessenheit und viele lutherische Gemeindeglieder wurden noch lange — lange Jahre hindurch gezwungen, Abgaben an die verschiedenen katholischen Kirchen in Naturalleistungen zu entrichten.

Zum Bau der Kirche und des Pastorats schenkte der russische Kaiser Alexander I. das nötige Bauholz (ca. 1700 Balken) aus den Rutzauschen Forsten. Die Gemeinde machte jedoch einen schlechten Gebrauch von dieser kaiserlichen Gabe, indem sie es ließ, daß der damalige Ober-Kirchenvorsteher, General Baron von Mirbach in Laukozens, sämtliches Bauholz für die fabelhaft geringe Summe von 945 Rubel an sich brachte, während ihr von anderer Seite eine ungleich größere Summe geboten worden war. — Es kam daher nicht zum Bau der neuen Kirche und General von Mirbach verkaufte der Gemeinde ein verfallenes Judenhaus in Krottingen für den Preis von 2100 Rubel, das im Jahre 1808 zum Gottesdienst eingeweiht, aber schon im Jahre 1810 vom Landgericht wegen nicht geleisteter Zahlung einer darauf lastenden Schuld von 900 Rubel beschlagnahmt wurde. — Später wurde das Haus wieder freigemacht und zum Gottesdienst benutzt.

Dieses acht Faden lange, und ebenso breite, steinerne Gebäude, dessen unteren Stock der Pastor bewohnte, während der obere Stock zur Kirche eingerichtet war, ist später spurlos von der Erde verschwunden und niemand weiß darüber etwas auszusagen, wie dies geschehen, und wie der Platz den man noch genau kennt, in Privatbesitz gekommen ist.

Im Jahre 1817 wurden jedoch die Erben des damals bereits verstorbenen Generals von Mirbach, auf gerichtlichen Wege zur Zahlung einer Summe von 2000 Rubel für den von ihm der Gemeinde zugefügten Schaden gezwungen.

Nach dem Verlust des oben beschriebenen Hauses wurde der Gottesdienst in Privathäusern gehalten, — eine Zeitlang auch auf dem Rathause, mitten auf dem Markte, das jetzt nicht mehr existiert.



Krottingen heute. Auch das Treiben auf dem Markt hat sich gegen früher nicht wesentlich verändert. Foto: Annies

Im Jahre 1830 wurde auf Antrag des Oberverwalters von Krottingen, des Generals von Rohbinder, von dem Guardian des Bernhardinerklosters, eine kleine Kapelle, die bis dahin als Holzscheune benutzt worden war, der lutherischen Gemeinde zum Gottesdienst eingeräumt.

Im Jahre 1824 kaufte die Gemeinde für die Summe von 800 Rubel und einen jährlichen Grundzins von 31 Rubel 15 Kopeken einen aus einem Platze in der Stadt, auf welchem das Pastorat erbaut ist, und etwa 50 Lofstellen Ackerland und ebensoviel Wiesenland bestehenden Grundbesitz. — Den Grundzins hat der damalige Besitzer von Krottingen, Graf Nikolai Subow, der Gemeinde für eine Zeit von mehr als 30 Jahren erlassen.

Auf dem oben erwähnten Platze in der Stadt erbaute man im Jahre 1836 neben dem Pastorate ein kleines hölzernes Bethaus, welches aber später durch gerichtlich nicht nachgewiesenen Verkauf in den Privatbesitz eines lutherischen Bauern übergegangen ist, der dasselbe zur Zeit einer Vakanz des Kirchspiels durch einen Anbau vergrößerte, und das Ganze dann einem Katholiken verkaufte, so daß nacher sowohl das Gebäude, als der unter demselben befindliche Grund und Boden für die Gemeinde verloren ging. In den Jahren 1850 und 1852 baute die Gemeinde ein zu dem Zweck angekauftes steinernes Haus mitten in der Stadt neben dem Marktplatz zur Kirche aus, und bestritt die Baukosten zum Teil aus einem kleinen, der Kirche gehörigen Kapital, teils aus freiwilligen Beiträgen. Auch ein Glockenturm wurde neben diesem Hause gebaut. Dies war eigentlich die erste evangelisch-lutherische Kirche zu Krottingen, die bald auch feierlich eingeweiht wurde. — Ein Posaunenchor aus Memel verschönernte das Einweihungsfest.

Im Jahre 1860 wurde neben der Kirche noch ein hölzernes Haus erbaut, das als Küsterwohnung und auch als Schulhaus dienen sollte. Uneinigkeit und Mißverständnis in der Gemeinde vereitelten aber diesen Zweck. Darum wurde dies anfangs zum Schullokal bestimmte Haus, als Gemeinde-Armenhaus eingerichtet.

Zwar wurde um diese Zeit über sehr bescheidene Kirchenkassen-Einnahmen geklagt, die nur aus Klingelbeutelgeld und Leichengebühren bestanden und nicht ausreichten zu den notwendigsten Reparaturen der Kirche und des Pastorates. Übrigens waren aber alle froh und zufrieden, daß die Gemeinde nun einmal doch eine eigene, massive Kirche hatte. Der Vogel hatte ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest (Psalm 84, 4) — so war nun die Krottingensche evangelisch-lutherische Gemeinde, die eine eigene Kirche und einen eigenen Altar hatte, wo sie sich nun versammeln konnte im Namen des Herrn Zebaoth. Doch die Wege Gottes sind wunderbar und nicht immer verstehen wir seine Wege, wie er sein Volk führt . . .

Es will einem beinahe scheinen, daß Gott die Treue und Opferwilligkeit dieser kleinen Gemeinde noch mehr prüfen wollte . . .

Im Sommer des Jahres 1889, zu einer Zeit, wo die Dürre am größten war, entstand in Krottingen ein großes Schadenfeuer, das in zwei Stunden über die ganze Stadt sich ausbreitete.

Auch die evangelisch-lutherische Kirche brannte mit ihren Nebengebäuden ab, daß von allem nur noch ganz elende Mauerreste und traurige Schutthaufen nachblieben. Der Schmerz der Gemeinde um

dieses Verlustes willen war unbeschreiblich groß.

Wie Jakob einst zum Pharaon sprach (1. Moses 47, 9) das konnte nun auch die Krottingensche Gemeinde sagen: „Kurz und böse ist die Zeit meines Lebens.“

Zwar war die Zahl der Gemeindeglieder von der früheren Ziffer 700 auf beinahe 1500 herangewachsen. Doch mußten sie aber im Laufe nur eines Menschenalters zweimal das Pastorat von Grund auf neu erbauen, dreimal je ein Bethaus und im Jahre 1899 schon die zweite ganz neue, massive Kirche. Das kostete aber der kleinen Gemeinde nicht nur viel Schweiß und Arbeit, sondern auch große Mittel, welche nur zum Teil ihr von auswärts zu bekommen gelang. Zum großen Teil mußte sie selbst solche Mittel aufbringen.

Die letzte im Jahre 1889 abgebrannte Kirche hatte der Gemeinde 37 Jahre lang als Versammlungsort gedient, wo die Kinder getauft, die Jugend konfirmiert, die Paare getraut wurden und wo die Müssigen, mit tiefem Herzeleid und mit ersten Sorgen schwerbeladenen Herzen hinkamen, um an einer geheimen Quelle sich zu erquicken und für ihren weiteren Lebensgang, oder für den Lebenskampf, vielleicht auch für den letzten Gang zum Tode Mut und Kraft zu schöpfen.

Nach dem Verlust dieses Gotteshauses mußte nun die Gemeinde einen anderen Ort zum Gottesdienst aufsuchen, bis sie auch ein kleineres Mauerhaus dazu fanden.

Hier mußte die Gemeinde ca. zehn Jahre lang ohne Orgel und ohne andere Bequemlichkeiten, welche eine wohleingerichtete Kirche der Gemeinde bieten kann, — sich behelfen. Nicht einmal einen Kantor oder Vorsänger hatte die Gemeinde hier, der den Gesang angestimmt und geleitet hätte . . . Als im Jahre 1893 die Krottingensche Gemeinde durch den Neubau des Pastorats noch eine Schuld von 800 russischen Rubeln auf sich geladen hatte, nachdem vorher bereits alle Hilfsquellen erschöpft waren, schien es vielen, daß der Wunsch, hier noch einmal zu einer anständigen neuerbauten Kirche zu kommen, sich kaum noch erfüllen könne. Mancher hielt es schier für unmöglich.

Und doch sollte es noch geschehen! Es war, als wenn eine höhere Macht das

Ein Liebesbrief

*In meiner Sprache schreibe ich
heut, lieber Gott, den Brief an Dich!
In jedem Herzschlag spüre ich,
ich muß' einmal bedanken mich!
Wie oft beglückte mich Dein Gruß!
Du warst mir nah in schwersten Stunden,
wenn ich mich in der lauten Welt,
ich Schwächling, nicht zurecht gefunden.
ich möchte Deine Größe, Herr,
und jedes Gotterlebnis schildern
in Dankesbriefen tausendfach,
in Lobgesängen und in Bildern.
Du sendest Deine Boten aus —
oft steh sie an verschloss'nen Toren,
weil blinde Augen sie nicht sehn,
kein Klopfen hören taube Ohren.
Oh, lieber Gott, sprich Du ein Wort!
Schweig nicht in Deinem Himmelszelt!
Ruf alle lebend Toten wach!
Erschüttern muß Dein Ruf die Welt! —
Das Unkraut wuchert — es ist Zeit,
daß Dein Werk einmal gereinigt wird!
Wir sind bereit, zu helfen Dir
beim Neubau, lieber, guter Hirt!*
Wanda Dahlmann

Wort: „Es werde!“ gesprochen hätte. An der Spitze der Gemeinde stand damals der energische und tätige Pastor Johann Straumann.

Es gelang, von der evangelisch-lutherischen Unterstützungskasse Rußlands eine einmalige Unterstützung von 4000 russischen Rubeln zum Bau der Kirche zu erwirken.

Als dies zu Weihnachten 1896 der Gemeinde von der Kanzel mitgeteilt wurde, belebte diese Nachricht und spornte jung und alt zur neuen Opferwilligkeit an. — Man raffte sich auf zu einer neuen Tätigkeit.

Die 45 Landwirte, die zur Gemeinde gehören und eigene Pferde hatten, hoben im Herbst und führen, während des Winters ca. 850 Kubikmeter Bausteine zum Bauplatz heran. Ebenso wurden zugestellt 60.000 Ziegel und Holz.

Viele gaben von ihrem Gold und Silber. — Ein jeder, auch der wenig bemittelte, opferte nach Kräften einen Beitrag



Krottingen heute. Das neuerbaute staatliche Speisehaus „Gintaras“.

und legte ihn zu den oben erwähnten 4000 Rubeln. Das sämtliche Baumaterial wurde unentgeltlich zubereitet und angefahren. Es waren Fälle, daß in der Zeit der dringendsten Feldarbeiten, zum Beispiel zur Zeit der Saat oder auch Erntearbeit die Gemeindeglieder 10—13 Meilen weit fahren mußten, um etwas für den Kirchenbau zu helfen. Sie taten es jedesmal ohne zu murren. Außer diesen Naturalleistungen opferten dieselben kleinen Landwirte von 10 bis 40 russische Rubel (d. h. 50—200 Lit) an barem Geld zum Bau der Kirche. Arbeiter und Dienstmädchen gaben 1—5 Rubel (5—25 Lit) und mehr. Wer nichts übrig hatte, ging unentgeltlich 6—8 Tage lang freiwillig zur Arbeit beim Bau der Kirche.

Der Bau derselben war noch nicht ganz fertig, da sah man einen alten Greis von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gehen. Es war ein schon ganz alter evangelisch-lutherischer Litauer. Er besuchte noch seine Altersgenossen, alles alle Männer und Frauen, die er in seiner Jugend als Jünglinge und Jungfrauen gekannt hatte, mit denen er zusammen aufgewachsen war. Unter ihnen sammelte er 173 russische Rubel (ca. 865 Lit) und brachte dieselben zum Pastor mit der Bitte, dafür einen neuen, großen Kronleuchter für die neue Kirche anzuschaffen. Wenn die Alten nach ihrem Tagewerk schon zur letzten Ruhe gegangen sein werden, sollte der Kronleuchter noch zur Erinnerung an die heimgegangenen Väter und Mütter vor der Gemeinde leuchten.

Die Opferwilligkeit beim Bau dieser Kirche hatte eine solche Ansteckungskraft, daß sogar Andersgläubige sich hinreißend ließen, teilzunehmen am Bau dieses Gotteshauses. Der römisch-katholische Besitzer des Krottingenschen Gutes, Graf Tyszkewicz, schenkte beinahe das sämtliche Bauholz zur Kirche. Vier israelitische Kaufleute stifteten eine größere Summe zur Anschaffung schöner verzierter Kirchenfenster mit farbigen Gläsern.

Die Nachbargemeinden, besonders diejenigen in Lettland, kamen der Krottingenschen Schwestergemeinde mit bedeutenden Beiträgen zur Hilfe. Der König von Preußen schenkte ihr zu dem Zweck 1500 Mark.

Eine verwitwete Dame, die einmal früher in Krottingen wohl eine bessere Zeit gehabt hatte, jetzt aber in Kunland in recht dürftigen Verhältnissen lebte, verkaufte einiges von ihren Schmuckstücken und opferte den Erlös für die neue „Krottingensche Kirche“.

Ein preußischer Bauer aus der Memeler Gegend brachte dem Krottingenschen evangelisch-lutherischen Pastor 100 Mark mit der Behauptung, er sei in einem Traumgesicht ermahnt worden, etwas für diese neue evangelische Kirche beizusteuern.

Auch viele, viele, die nicht genannt worden sind, haben mit größeren oder kleineren Beiträgen mitgewirkt, daß ein Baustein zum andern gefügt werden konnte, bis eine wirklich schöne, massive evangelische Kirche fertig wurde, die man heute nur für mehrere hunderttausend Lit aufbauen könnte.

Sie gehört in die Reihe der schönsten lutherischen Kirchen des ganzen litauischen Landes und überragt an Schönheit ihre evangelisch-lutherischen Schwestern in den Kreisen Krottingen und Telschen. Man kann es verstehen, mit welchem Hochgefühl und Dankbarkeit gegen Gott und gute Menschen die Krottingensche Gemeinde das Fest der Einweihung ihrer

neuen Kirche am 27. Juni 1899 gefeiert hat.

Sieben Pastoren, darunter auch der damalige Kurländische Generalsuperintendent, drei Missionare und Kantore, wie auch ein Posaunenchor und ein Sängerkor aus Memel beteiligten sich an dem Feste. — Doch es soll diesmal mehr vom Alltag, als von dem Fest berichtet werden.

Seit dem Jahre 1802, als die Gemeinde die kaiserliche Bestätigung erhielt und zu ihrem Rechte kam, hat sie folgende 14—15 Pastoren gehabt:

1. D. Heinrich Ferdinand Radzibor, in den Jahren 1803—1804.
2. Friedrich Wilhelm Christian Kode, 1804—1807.
3. Wilhelm Neumann 1808—1810. Dann folgt eine Vakanz von 1810 bis 1820, während welcher die Prediger von Schoden und Taugoggen hier vikarierten.
4. Martin Konstantin Wielke 1820—1830. Vakanz von 1830—1834, während welcher der Pastor von Taugoggen vikarierte.
5. Friedrich August Thiedemann 1834—1851. Vakanz von 1851 bis 1853, während welcher die Prediger zu Taugoggen und Schoden vikarierten.
6. Im letztgenannten Jahre meldete sich der in Preußen des Amtes entsetzte Pastor Torno zur Pfarre und übernahm, da er die Bestätigung nicht erhalten konnte, ohne dieselbe die Verwaltung sämtlicher Amtsgeschäfte, bis ihm dieselbe auf Klage der Gemeinde im Jahre 1858 untersagt wurde.
7. Ferdinand Michael Baumbach 1858—1870. Vakanz von 1870—1872.
8. Pastor Rosenberger 1872—1874. Er starb in Krottingen. Vakanz von 1872 bis 1877.
9. Rudolf Schön 1877—1880.
10. Martin Keturakat 1880—1884. Vakanz 1884 bis 1890.
11. Johann Keturakat 1890—1893.
12. Gustav Mattissen 1893—1894.
13. Johann Straumann 1894—1908.
14. K. Josephi 1908—1926.
15. Pastor Weihrauch 1927 (eine ganz kurze Zeit).

Da der größte Teil der Gemeindeglieder litauisch und nur der kleinere Teil derselben deutsch spricht, so mußten die aus Lettland kommenden Pastoren, zum Beispiel Mattissen, Straumann, Josephi u. a. beim Eintritt in das Predigeramt in Krottingen, zuerst gleich die litauische Sprache erlernen.

Wie aus der obigen Beschreibung zu ersehen ist, war die Krottingensche Gemeinde mehr als 30 Jahre vakant. Das machte beinahe den vierten Teil von der ganzen Zeit aus, gerechnet seit der Gründung und Bestätigung (1802) der jetzigen Gemeinde. In diesen traurigen Jahren der Vakanz hat der kirchlich gesinnte evangelische Gemeinschaftskreis („surinkimas“) der evangelisch-lutherischen Kirche wohl einen wertvollen Dienst geleistet. Es ist eine Gemeinschaft von kirchlich treugesinnten Gemeindegliedern, die sich mehrere Male wöchentlich versammelten bei Hausandachten, welche von gut bekannten Laienpredigern, die zwar keine theologische Hochschulbildung genossen haben, aber doch gut in der Bibel und in den evangelisch-lutherischen Andachtsbüchern zu Hause sind, geleitet werden. War auch oft kein Pastor in Krottingen, dann

haben eben diese Laienbrüder Wachabende und Beerdigungen geleitet. Hausandachten in den Dörfern und Häusern abgehalten, Kranke besucht, dieselben mit Gebet und Gotteswort getröstet und gestärkt, Nottaufen vollzogen, die dann später von einem Pastor bestätigt und ins kirchliche Taufregister eingetragen wurden. Die Laienbrüder (surinkinnikai) haben auch sonst auf jede ihnen mögliche Art und Weise dafür gesorgt, daß die Gemeindeglieder nicht von der Kirche und vom Gotteswort sich entfremdeten. Schwer wurde die Krottingensche Gemeinde vom Kirchenstreit der letzten Jahre mitgenommen.

Wie wohl der litauisch sprechende Teil in der Gemeinde viel größer ist als der deutsch sprechende Teil, so hat sich die Gemeinde in ihrer überwiegend größeren Mehrzahl doch bis jetzt zäh und tapfer wehrt gegen die neuere Strömung, die einen Teil der Lutheraner gegen den anderen Teil derselben ausspielen möchte.

Aus: „Litauische Rundschau“ 1927, nachgedruckt in „Bilder aus der Geschichte des evangelischen Deutschtums in Litauen, 1967. Herausgegeben vom Hilfskomitee der evangelischen Deutschen aus Litauen, Göttingen.“

Pastor Karl Josephi

Einen Geschichtsabriß von Stadt und Gemeinde Krottingen zu bringen, ohne seines profiliertesten Pastors zu gedenken, wäre unvollständig. Zudem jährt sich in diesem Monat der 43. Todestag von Pastor Josephi. Der für die evangelischen Deutschen Litauens bestimmte Kalender „Zeit und Ewigkeit“, Jahrgang 1926, schrieb damals:

Am 31. März, dem Mittwoch der stillen Woche, verschied in Krottingen nach längerem Leiden am Herzschlage Pastor Karl Josephi, nachdem er 18 Jahre lang in bei-



Pastor Karl Josephi

den dortigen lutherischen Gemeinden bis zuletzt treu seines Amtes gewaltet hatte.

Geboren den 4. Februar 1873 in Friedrichsstadt in Kurland als Sohn des dortigen Pastors, besuchte er nach Absolvierung des Gymnasiums in Riga die Dorparter Universität. Nach Beendigung seines theologischen Studiums im Jahre 1904 hielt er sein Probejahr bei Pastor Quining in Sehtwepen und war dann drei Jahre lang Vikar der Landgemeinden Rigas. Im Jahre 1908 wurde er zum Pastor von Krottingen gewählt und mit großem Eifer nahm er sich seines neuen Amtes an. Hier hatte er es nicht nur mit einer deutschen, sondern auch mit einer größeren litauischen Gemeinde zu tun, deren ihm bis dahin vollständig fremde Sprache er schnell erlernte, und bald stand er in herzlichstem Verhältnis auch zu dieser Gemeinde.

In seinem Hause fand er in glücklicher Ehe und inmitten einer frohen Kinderschar reiches Familienglück. Es war ein echt baltisches Haus, reich an Wärme und sonnigem Humor, reich auch an Hilfsbereitschaft, Gastfreundschaft und regem geistigen Leben. Pastor Josephi war nicht nur im praktischen Amte tätig, er ist auch stets Theologe geblieben und hat wissenschaftlich weitergearbeitet. Selbst streng positiv in seiner theologischen Richtung, war er doch ein Mann mit weitem Herzen und Blick und nicht kleinlich in der Beurteilung anderer Richtungen und überhaupt anders als er gearteter Menschen. Wer es ehrlich meinte und ohne Falsch war, der konnte gewiß sein, von ihm gewürdigt zu werden. Aller Schein, alles Sichaufspielen war ihm verhaßt. Ein Stiller im Lande, machte er nie etwas aus sich selbst, drängte sich nie vor und trachtete nicht nach Beliebtheit und äußeren Ehren. Und wer ihn zum Freunde hatte, der konnte gewiß sein, daß Josephi für ihn das Letzte hingeben und gern zurücktreten würde, um den Freund vorangehen zu lassen. Krankheit im Hause, pekuniäre Sorgen, besonders aber das zunehmende Herzleiden lasteten in den letzten Lebensjahren auf ihm, noch mehr aber vielleicht als das alles die Sorge um die so schwer niedergedrückte lutherische Kirche Litauens, deren Wohl und Wehe er ganz zu dem seinen machte. Alles das hat ihn aber nicht von dem Herrn, dem er diente, abgedrängt, sondern ihn ihm nur immer nähergebracht. Als er sich nach dem letzten schweren Herzanfall wieder zu erholen schien, beschäftigten sich seine Gedanken immer wieder mit dem Tode, dem er schon ins Auge geschaut hatte, aber nicht in Furcht und Grauen, sondern, wie er selbst zuversichtlich sagte, „in der Siegesgewißheit des Glaubens“. — Und in dieser Siegesgewißheit ist er dann tags darauf plötzlich sanft entschlafen — und Ostern, das Siegesfest, stand vor der Tür. B.

„Litauische Claviere“ in litauischer Sprache

Der Roman „Litauische Claviere“ aus der Feder des früh verstorbenen Dichters Johannes Bobrowski ist jetzt in Wilna auch in litauischer Sprache erschienen. Der Autor, der 1917 in Tilsit geboren wurde und nach dem Kriege in Mitteldeutschland lebte und wirkte, versucht in diesem Roman aufzuzeigen, daß nachbarliche Freundschaft zwischen zwei ehemals verfeindeten Völkern möglich ist.

Interessante Bücher

„Kopfarbeit mit Köpfchen“ — Moderne Lerntechnik, eine Anleitung zum besseren Lernen von Walter F. Kugemann. 276 Seiten, mit 22 Texterläuterungen, Ganzleinen.

Jeder Schüler hat die Chance, ein guter Schüler zu sein. Hier ist ein zuverlässiger Ratgeber, der Eltern die Zweifel abnimmt, ob ihre Kinder methodisch und richtig lernen. Die teuren Nachhilfestunden, die Angst der Schüler vor dem immer komplizierter werdenden Stoff, die Ratlosigkeit der Eltern — dies alles sind vermeidbare Übel. Der junge Psychologe Kugemann stellt die Prinzipien der Lerntechnik dar und gibt eine Fülle von Anleitungen für das wirkungsvolle Lernen. An erster Stelle stehen die Bedürfnisse der Schule: Anweisungen zum Abfassen von Aufsätzen und Referaten, Lerntips für die Bewältigung des Pensums der einzelnen Fächer, Vorbereitung auf die Prüfungen und vieles andere. Der nützliche Band wendet sich aber auch an jeden Erwachsenen, der schneller und besser lernen will. — Das Buch ist eine Lizenzausgabe der „Deutschen Buchgemeinschaft“ in Darmstadt vom Verlag J. Pfeiffer, München, und kann von der „Deutschen Buchgemeinschaft“ zu ihren bekannt günstigen Mitgliedsbedingungen erworben werden.

*

„Erinnerungen an die Zukunft — Ungelöste Rätsel der Vergangenheit“ von Erich von Däniken. 232 Seiten, Leinen, DM 16,—. Econ-Verlag, Düsseldorf-Wien.

Zahlreiche bisher unerklärlich scheinende archaische Funde und viele Hinweise in den ältesten Schriften der Menschheit veranlaßten Erich von Däniken, den ungelösten Rätseln der Vergangenheit nachzuspüren. In den Höhlen von Bohistan wurden Skizzen entdeckt, auf denen die Gestirne in genau den Positionen eingraviert sind, die sie vor 13 000 Jahren einnahmen. Der 15 000 Jahre alte Schädel eines „Teenagers“ wurde in der Höhe von Bolivien ausgegraben, durch neueste Forschungsmethoden mit dem radioaktiven Kohlenstoff-Isotop C-14 wurde

nachgewiesen, daß schon vor 30 000 Jahren Menschen dort gelebt haben. Diese und ähnliche Entdeckungen und Funde widersprechen jeder normalen historischen Erklärung. Was haben sie zu bedeuten?

Erich von Däniken geht dieser Frage seit knapp dreizehn Jahren nach. Über die Ergebnisse seiner Reisen und Forschungen hielt er unter anderem am dem 7. UFO-Kongreß in Mainz einen aufsehenerregenden Vortrag, dessen Thesen selbst Werner von Braun für möglich hält. Sie lauten kurz ausgedrückt: Die interstellare Raumfahrt gab es zu allen Zeiten! Die Erde wurde bereits vor Jahrtausenden von fremden Astronauten besucht! „Lauter unmögliche Dinge“ ist man versucht zu sagen. Aber wenn je hat die Schulweisheit nicht Zeter und Mordio geschrien, wenn etwas über ihren Horizont ging?

*

„Das Tal der Puppen“ von Jaqueline Susann. 400 Seiten, Format 12,5 mal 21 cm, Halbleder.

Länger als Mary McCarthys „Die Clique“ behauptete sich dieses nicht für Jugendliche geschriebene Buch als Spitzenreiter der amerikanischen und Europäischen Bestsellerlisten. Noch nie wurde ein so schonungsloser Einblick in die Traumwelt des Showbusiness am Broadway und in Hollywood geboten. Faszinierender noch ist das, was sich unter Ausschluß der Öffentlichkeit abspielt. Jaqueline Susann, als erfolgreiche Bühnen- und Fernsehkünstlerin in alle Höhen und Tiefen des Metiers eingeweiht, brauchte nur aufzuschreiben, was sie selbst erlebt hat. Ein Kritiker hat ein treffendes Wort über diesen fesselnden, handlungsprallen Bericht vom Leben der Stars, Manager, Agenten und Produzenten geprägt: „Der Frauenroman, den die Männer lesen, die es wissen wollen.“ — Das Buch ist eine Lizenzausgabe der „Deutschen Buchgemeinschaft“ in Darmstadt vom Scherz-Verlag, Bern, und kann von der „Deutschen Buchgemeinschaft“ zu deren bekannt günstigen Mitgliedsbedingungen erworben werden.



Konfirmation vor 30 Jahren. Es ist die Konfirmation des Jahres 1939 in der Gemeinde von Georgenburg, ausgeführt von Pastor Stanat.

DER ZAHN MUSS RAUS

Von Elisabeth Josephi

Wer in heutiger Zeit Zahnschmerzen hat, darf nicht Mitleid erwarten. Jeder, dem er seine geschwollene Backe zeigt, wird nüchtern und kalt sagen: „Warum gehst du nicht rechtzeitig zum Zahnarzt, geschieht dir ganz recht.“ Heute gibt es in Stadt und Land Zahnärzte, überall, wohin man auch fährt. In der guten alten Zeit war es hier nicht so, und bei uns in der lieben Heimat auch nicht. Zahnbehandlungen, so wie jetzt, im chromblitzenden Operationsraum in strahlender Helle, die gab es nicht. Schmerzte ein Zahn, mußte man aushalten, bis man nicht aushalten konnte. Schwell die Backe an, war wieder Geduld nötig, bis sie abschwellt, und wenn dann der Schmerz irgendwann einmal aufhörte, wozu sollte man jetzt noch zum Doktor gehen? Man wartete lieber, bis er sich wieder regte.

Mein Mann hatte einige Leidensstationen schon hinter sich und hielt es nicht mehr aus, der Zahn mußte raus — fort mit Schaden! Schließlich hat doch jeder Mensch 32 solcher Kauwerkzeuge, was spielt da einer schon für eine Rolle!

Um 1910 gab es noch überhaupt keine Zahnärzte in den kleinen Städten. Jeder praktische Arzt zog Zähne, mußte so ein Instrument in der Rocktasche bei sich haben, denn Zahnschmerzen gab es häufig, und wurde der Arzt zu irgendeinem Kranken aufs Dorf geholt, dann nutzte so ein vom Zahnschmerz Geplagter die Gelegenheit aus und bat den Doktor um Erlösung.

Jedenfalls, als ich vor einem halben Jahrhundert aus einer Großstadt in ein Städtchen des Kownoschen Gouvernements kam, war es ratsam, keine Zahnschmerzen zu bekommen. Rußland war damals alles. Litauen gab es noch nicht oder richtiger gesagt, noch nicht wieder. Einst war Litauen ein großes Reich gewesen, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte.

Mein Mann hatte Zahnschmerzen. Ich war jungverheiratet, daher war mein Mitgefühl ebenso groß wie meine Hilflosigkeit. Die heißen Kamillenumschläge, die ich machte, nützten nichts. Eine Tablette brachte nur für kurze Zeit Linderung. Es gab kein anderes Mittel, keinen anderen Ausweg, der Zahn mußte heraus! Also, Doktor holen.

„Nein“, erklärte mein Mann energisch, „nicht den Doktor, den Feldscher.“ Feldscher? Was ist denn das? Das ist ein Heilgehilfe, und die waren für die Ärzte, die es damals sehr wenige gab, eine große Hilfe. Die Feldscher hatten eine richtige Ausbildung erhalten, die nicht schlecht war und den Bedürfnissen durchaus entsprach. Sie brachten bei Unglücksfällen die erste Hilfe, waren vorsichtig und nicht überheblich, auch dann nicht, wenn der nächste Arzt oft weit weg in der Ferne saß. Und in unserem Städtchen gab es einen Feldscher, der ein Meister im Zahnziehen war. Der Arzt, den wir hatten, überwies zum Zahnziehen immer an den Feldscher. Der war billiger und machte es ebenso gut, wenn nicht geschickter. Jeder Kranke mußte alles selbst bezahlen, auf Heller und Pfennig allein alle Krankheitskosten tragen. Als einmal jemand aus unserem Kreise bei den Weltverbesserungsplänen, die gemacht wurden, sagte: „Eigentlich müßte es so sein, so

lange ich gesund bin, zahle ich Beiträge, und wenn ich krank werde, dann wird mir gezahlt.“ Allgemeines Gelächter war die Antwort auf diesen, wie es uns schien, märchenhaften Vorschlag. Und heute — ist es so. Pruschian, so hieß der Feldscher, wurde geholt. Er kam sofort, zog aus seiner etwas schmierigen Rocktasche die Zange. Das Instrument war fein säuberlich in altes Zeitungspapier eingewickelt. Er legte das funkelnde Instrument auf den Tisch. Da blinkte es mordlüstern. Pruschian sagte: „Ganz neu, hat fünf Rubel gekostet.“ Fünf Rubel, o, das war viel Geld! Ein Dienstmädchen bekam einen Monatslohn von drei bis vier Rubeln. Vorsorglich brachte ich eine Schüssel mit Wasser und Seife und ein Handtuch. „Wozu“, fragte Pruschian ärgerlich. „Sie werden sich doch wohl die Hände waschen?“ versuchte ich, ihn zu ermuntern. „Vorher?“ staunte er, „eh, pustjak! Nu ja, nachher, vielleicht.“

Ich floh aus dem Zimmer und überließ meinen Mann seinem Schicksal.

Nur Augenblicke, Minuten waren es, Sekunden — mein Mann rief mich, ich stürzte hinein, er lebte, und der Zahn war heraus. Pruschian steckte eben seine Fingerspitzen in die Waschschiüssel — aber vorsichtig!

Große Freude — alle Schmerzen vorüber. Pruschian strahlte auch. Er steckte das Honorar, einen Rubel, in die Tasche zu der blinkenden Zange.

Einige Tage später sah ich unsere Glückensfrau vorbeigehen, die Jokschiene. Sie hielt ein Tuch vor dem Mund. „Zahnschmerzen?“ fragte ich teilnehmend. „O, der Pruschian, der kretschke Kerl, der hat mir doch den falschen Zahn herausgezogen, einen gesunden, statt den kranken.“ „Er hat sich wohl vergriffen“, entschuldigte ich den Heilgehilfen. „Vergriffen“, sagte sie wütend, „jetzt gehe ich aber hin und er muß mir für dasselbe Geld den richtigen herausziehen, ganze 25 Kopeken habe ich ihm dafür gegeben, aber mehr kriegt er nicht eine Kopeke.“



„Nun leg schon dein Dienstgesicht ab, Thomas. Bei mir zu Hause bist du kein Abteilungsleiter.“

Unser Hof am Vilija-Strand

(Sargenai)

Von der Heimat will ich singen,
Von der Heimat lieb und traut,
Wo mir jeder Fußbreit Erde
Ist so teuer, so vertraut.

Wo prophetisch in den Kronen
Raben krächzen morgens früh;
Wo an Hängen zart und schüchtern
Tausend kleine Blumen blühen.

Wo am Fuß der tiefen Schluchten
Tag und Nacht die Quelle rauscht;
Wo ich oft, verträumt im Grase,
Vogelstimmen hab gelauscht,

Die wie Zaubergeigen klangen
Durch die märchenhafte Pracht.
Wo der Vilija Wellen sangen
Mir ein Lied in Mondesnacht.

Wo versteckt im alten Parke
Steht so manche morsche Bank;
Wo der Weg sich unten windet
An dem Vilija-Fluß entlang.

Wo ich hungrig nach dem Bade
Ging mit Pluto müd' nach Haus,
Auf nur mir bekanntem Pfade
Ruhete noch ein wenig aus.

Dann geht's höher, wo der Garten
Träumt in warmer Frühlingsluft,
Wo aus tausend Blütenkelchen
Strömt betörend süßer Duft.

Vor mir glänzt im Strahl der Sonne
Grün umfaßt der stille Teich,
Satt und faul zieht Entenscharen
Kleinen weißen Geistern gleich.

Schlanke weiße Birken wiegen
Zart ihr Haupt im Frühlingswind . . .
Und ich stelle mir oft die Frage
Ob's nicht Königskinder sind?

Denn nicht weit die stolze Eiche
Ist doch wohl der König selbst,
Und die Weiden rings — die Kneppen,
Und das Schloß? Liegt wohl im Teich!

Ob man es wohl heben könnte?
Aus der Erde tiefem Schoß?
Ach, wenn ich zur Sommerwende
Fänd' die Farnblüte bloß!

Dann könnt ich den Zauber lösen
Einem Märchenprinzen gleich;
Und den Zauberer, den bösen
Würd' versenken ich im Teich.

Da im Schatten alter Bäume
Liegt das alte, breite Haus,
Wo durch weinumrankte Fenster
Schaum die Kinder nach mir aus.

Gleich umringen mich die Hunde:
Doggen, Spitze, Pintscher klein,
Jeder springt, kost mir die Hände,
Jeder will der beste sein.

O, ihr Bilder früh'rer Zeiten!
Was zerreißt ihr mir das Herz!
Wenn ich fern von meiner Heimat
Weine oft in bitterm Schmerz.

Von der Heimat will ich singen
Von der Heimat lieb und traut,
Wo mir jeder Fußbreit Erde
Ist so lieb, so wohlvertraut.

Amanda Schode-Pudimat

Sind die Deutschen prügelfreundlich?

Mensch und Kosmos

Der März vor 28 Jahren war der Monat, in dem unter die Umsiedlung der Litauendeutschen im wesentlichen der Schlußstrich gezogen wurde. Es sind mithin fast 30 Jahre her, daß die Deutschen in Litauen ihre, wie Propst Tittelbach in seinem letzten Gottesdienst in der Kauener deutschen evangelisch-lutherischen Kirche sich ausdrückte, „Lenden gürteten“, um heimzukehren ins Land ihrer Vorfäter — Deutschland.

Aber so weit diese Zeit auch zurückliegt, schon damals konnte sich die Generation unserer damals Dreißigjährigen kaum noch an die Zeiten erinnern, in denen in den Schulen des Landes geprügelt wurde. Man mißverstehe uns nicht: wir meinen nicht die an sich nicht ungesunde „Einrichtung“, daß Jungs einander verprügeln, um auf diese Weise Meinungsverschiedenheiten „auszuraumen“. Wir meine jene Einrichtung, die es dem Lehrenden erlaubte, seine Autorität beim Lernenden von Rohrstocks Gnaden zu beziehen!

Bei der Umschulung gab es selbst für manchen litauendeutschen Quart- und Tertianer ein böses Erwachen, als ihm in den Schulen des Landes seiner Urväter diese Urväter auch in Gestalt der Prügelstrafe in Erscheinung traten! Es gab, verbürgerweise, sogar Lehrerinnen, die ihren Beruf nicht als Amt, sondern als Handwerk auffaßten!

Wer da glaubt, das Mittelalter sei auch in Deutschland spätestens im Jahre 1945 untergegangen, ist ein unverbesserlicher Illusionist; in deutschen Schulen wird nach wie vor geprügelt. Wer in punkto Fortschrittsglauben von gutbürgerlicher Bescheidenheit ist, wird es immerhin als Fortschritt ansehen, daß heute nicht mehr „reichsheimlich“ geprügelt wird. Das ist zwar auch kein deutsches Verdienst, sondern auf die Besatzer zurückzuführen, die es für zweckmäßig hielten, Rumpfdeutschland in „Länder“ einzuteilen. Auch nach Gründung des Provisoriums „Bundesrepublik“ beließ das inzwischen so arg durch-

löcherte Grundgesetz dieser Bundesrepublik die Kulturhoheit den von den Besatzern eingerichteten Ländern. Wenn also an einer deutschen Schule geprügelt wird, ist das nicht ein „Hoheitsakt“ des Bundes, sondern des jeweiligen Landes. Die nachfolgende Aufstellung bringt einen Überblick, wie das im einzelnen „geregelt“ ist. Eine westdeutsche Zeitung brachte das unter der Überschrift „Bei uns ist das Prügeln Ländersache“:

Baden-Württemberg: Körperliche Züchtigung ist bei „besonders verwerflichen Taten“ erlaubt. Es dürfen jedoch keine Mädchen geschlagen werden und in den ersten zwei Schuljahren auch keine Jungen.

Niedersachsen: Mädchen dürfen nicht geschlagen werden, wohl aber Jungen vom dritten Schuljahr an. Das Kultusministerium erlaubt Prügelstrafe nur in Sonderfällen; sie soll brutale Handlungen bestrafen, auch gegenüber Tieren.

Bayern: Die Prügelstrafe ist erlaubt. Ausgenommen sind Mädchen und Jungen in den ersten drei Schuljahren.

Berlin: Lehrer dürfen nur zuschlagen, wenn es gilt, sich oder einen anderen Schüler zu schützen.

Bremen: Die Prügelstrafe ist nicht verboten, aber die oberste Schulbehörde gibt zu erkennen, daß sie von der körperlichen Züchtigung nichts hält. Ein Erlaß schützt Mädchen vor Prügeln, und Kopfschläge sind überhaupt verboten.

Hamburg: Das Kind darf vom ersten Schultag an Prügel bekommen, jedoch „maßvoll und unter Berücksichtigung des körperlichen Zustandes des Schülers“. Verboten sind nur Schläge an den Kopf. Sogar Mädchen und Schüler über 14 Jahren dürfen gezüchtigt werden, allerdings wird den Lehrern Zurückhaltung empfohlen.

Hessen: Die Prügelstrafe ist verboten.

*Lichtlose Strahlung der Sonne
schießt durch des Raumes
schwarze gestaltlose Nacht
prallt auf des Mondes
steinern verstaubtes Gebein —
nun ein Blenden, ein Leuchten!*

*Auf Erden ist es der Mondenschein,
lieblich Gewohntes!
Zarte gestaltlose Macht,
webt im Geheimnis der Blume, des Baums
und in ahnender Herzen
unbegreiflicher Wonne*

der durch Gnade Getäuschten.

*Was ist nun Täuschung und was ist wahr?
Es legt in dieser Sensesgefahr,
da keiner erkennt noch sieht noch weiß,
Gnade um uns den schützenden Kreis.*

Th. J.

Nordrhein-Westfalen: Von der Prügelstrafe sind Mädchen ausgenommen und Jungen in den ersten drei Schuljahren. Das Kultusministerium will körperliche Züchtigung auf Einzelfälle beschränkt wissen und empfiehlt den Lehrern, mit anderen Mitteln erzieherischen Einfluß auszuüben. „Es sind jedoch Fälle denkbar, bei denen die Züchtigung notwendig ist“, heißt es in einer Erklärung des Ministeriums.

Rheinland-Pfalz: Die Prügelstrafe ist an Volksschulen erlaubt, an Mittelschulen und höheren Schulen verboten.

Saarland: Sogar Mädchen dürfen geschlagen werden, allerdings nicht im ersten und zweiten Schuljahr. Jungen sind nach dem Erlaß nur im ersten Schuljahr vor Schlägen geschützt. Die Prügelstrafe ist auch an weiterführenden Schulen erlaubt.

Schleswig-Holstein: Lehrer dürfen schlagen, allerdings keine Mädchen, sondern nur Jungen zwischen dem dritten und achten Schuljahr. Verboten sind Schläge an den Kopf. Verboten ist es, daß der Lehrer in Erregung züchtigt oder Schläge für den nächsten Tag ankündigt. Geprügelt werden darf nur unter vier Augen, die Mitschüler sind von der Exekution ausgeschlossen, sollen jedoch davon erfahren.

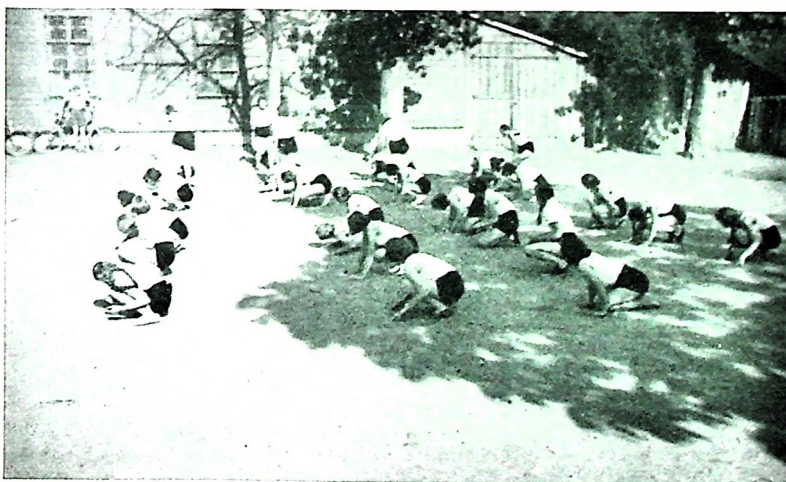
● Nicht ein einziger Erlaß sieht ein Einspruchsrecht der Eltern vor oder die Verpflichtung des Lehrers, sich bei Anwendung der Prügelstrafe des Einverständnisses der Eltern zu vergewissern.

Es ist ein vergebliches Hoffen, von denen, die herrschen, und denen, die sie zu Herrschenden gemacht haben, die Einsicht zu erwarten, daß schon hier einer der Urgründe liegt, die die „Jugend von heute“ auf die Straße treibt.

Manieren

Manieren entspringen einem feinen Empfinden für die Gefühle des anderen. Wer dieses Empfinden besitzt, hat gute Manieren, ganz gleich, ob er mit Messer und Gabel umzugehen versteht.

Emily Post



Mädchenturnen auf dem Hofe des Kauener Deutschen Gymnasiums. Im Hintergrund die Kapelle des deutschen evangelisch-lutherischen Friedhofes, auf dessen Grund und Boden das Gymnasium erbaut worden war.

Nicht verboten — also langweilig!

Hippies, die Plaketten mit suggestiven Aufschriften wie „Make love, not war“ oder „Pornographie macht Spaß“ auf dem Jackett herumtragen und sich dabei enorm avantgardistisch vorkommen, sollten wissen, daß sie mit ihrer Ansicht bereits hinter dem Mond zu Hause sind. Zumindest in den Augen auf- und längst abgeklärter Dänen. Alles, was die Obrigkeit kurz mit Schmutz und Schund bezeichnet, wird in Dänemark heute nur noch mit einem müden Achselzucken quittiert. Vier Monate, nachdem die dänische Regierung pornographische und erotische Literatur zum öffentlichen Verkauf freigegeben hat, lesen unsere nördlichen Nachbarn ganz offensichtlich lieber Hans-Christian Andersens Märchen oder das Kochbuch statt der „Fanny Hill“ oder der „Geschichte der O.“. Der Verkauf „schmutziger Literatur“ ist um 18 Prozent zurückgegangen und der erste Porno-Kiosk Kopenhagens hat bereits Konkurs gemacht.

„Mehr lesbische Orgien“ — Bücher mit diesen und ähnlichen Titeln stehen in den Schaufenstern dänischer Buchläden offen vor den Augen des erstaunten Publikums. Allerdings sind darüber schon seit Monaten nur noch Touristen überrascht. Die Dänen selbst sind gegen solche Titel abgestumpft und kaufen sie auch weit weniger als vor der staatlichen Sanktionierung. Damit hat die Regierung einen Sieg errungen, dessen sie sich noch keineswegs bewußt war, als im September 1967 die Pornographie mit 159 gegen 13 Stimmen legalisiert wurde.

Tatsächlich hatte die Obrigkeit nicht einmal im Sinn, der Sünde die Süße des Verbotenen und damit die Anziehungskraft zu nehmen, als das vieldiskutierte Gesetz schließlich verabschiedet wurde. Der wahre Grund hörte sich in der Erklärung des Justizministers folgendermaßen an: „Der Staat hat kein Recht darüber zu entscheiden, was erwachsene Menschen lesen sollen.“ Mit diesen Worten ist der dänischen Regierung das gelungen, was andere europäische Staaten mit Verboten aller Art vergebens zu erreichen versuchen: Schmutz und Schund uninteressant zu machen.

Die Regierung hat noch einen weiteren, sogar wesentlich bedeutenderen Erfolg erzielt: Laut Angaben der Kopenhagener Kriminalpolizei sind die Sexualverbrechen in Dänemark im Jahre 1966 gegenüber dem Vorjahr nach einer nicht neuen Theorie um 26 Prozent zurückgegangen. Polizeichef Alex Haslund hat seine Er-

Die Banausen

*Leider sind wir „von gestern“,
doch andererseits: Gott sei Dank!
Wir haben wenigstens immer
noch alle Tassen im Schrank.*

*Man will etwas Neues bringen,
auch um den teuersten Preis,
auch wenn zuletz und am Ende
was gemeint ist, kein Mensch mehr weiß*

*und Keiner die alten Flausen
uns aus Kopf und Herzen verjagt.
So sind wir eben — Banausen!
Gott sei's — und den Musen — geklagt!*

Th. J.

klärung zu diesem Phänomen: „Menschen mit anomalen Trieben sind ganz offensichtlich in der Lage, sich mit der entsprechenden Literatur im stillen Kämmerlein auf nicht kriminelle Art abzureagieren.“ Womit die dänische Regierung zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen hat.

Die Koffer sind leichter geworden

**Aber keine neuen Beschränkungen für
Reisen nach Mitteldeutschland —
Geschenke vorausschicken!**

Seit Jahresbeginn wird an der Zonen- und an der Berliner Sektorengrenze Zoll auf Geschenke kassiert. Aber die Reisemöglichkeiten sind nicht zusätzlich eingeschränkt worden. Man sollte nur mit leichteren Koffern fahren und den

Verwandten „drüben“ schicken, was man sonst selbst mitgebracht hätte.

Wer mehr als vier Tage in Mitteldeutschland bleibt, darf Geschenke im Werte von 100 Ostmark zollfrei mitnehmen, bei kürzerem Aufenthalt sind es nur 20 Mark pro Tag. Bei der Heimreise gelten die gleichen Beträge für Gegen-Geschenke der Gastgeber und für drüben gekaufte Gegenstände.

Für die Zollfreigrenzen sind die in Mitteldeutschland geltenden Preise maßgebend. Diese Preise liegen bekanntlich gerade bei den Dingen, über die man sich drüben am meisten freut, sehr hoch. Wir sollten vorsichtshalber rechtzeitig vor Antritt der Reise nach den Ost-Preisen fragen, um uns zu entscheiden, ob wir das Mitbringe-Geschenk in den Koffer oder in ein Paket legen. In den meisten Fällen wird sich herausstellen, daß das Vorausschicken der Geschenke im Postpaket das Beste ist. Schließlich kostet das halbe Pfund Kaffee mittlerer Qualität in Mitteldeutschland 20 Mark und ein Kunstfaser-Herrenoberhemd 75 Mark. 100 Mark kommen bei solchen an Schwarzmarkt-Zeiten erinnernden Preisen schnell zusammen.

Die Bestimmungen für Geschenksendungen haben sich nicht geändert, für sie ist auch kein Zoll eingeführt worden. Zwar schwirren in Ost-Berlin die Gerüchte, man bereite auch Zollerhebung für Päckchen und Pakete vor — aber ob das zutrifft, kann bezweifelt werden. Schließlich kassieren die „DDR“-Zöllner bei West-Reisenden auf keinen Fall das eigene Geld: sie nehmen nur West-Mark — ein Kuriosum für sich. Bei Geschenkpackchen könnten sie den mitteldeutschen Empfängern nur eigenes „Ostgeld“ abnehmen. Bei der Lawine von Geschenkpaketen könnte sich drüben ein Schwarzer Markt auf tun: minderbemittelte Päckchenempfänger würden einen Teil des Inhalts unter der Hand verkaufen, um den Zoll für die für sie wichtigsten Dinge bezahlen zu können. Das kann knapp ein Vierteljahrhundert nach Kriegsende kaum im Interesse der „DDR“ liegen.

K. R.



Auch in Litauen hat es — kein Grund es zu verschweigen — Zeiten gegeben, in denen die Unduldsamkeit gegen den Andersdenkenden, oft auch gegen den Andersvölkischen, traurige Triumphe feierte. Im Jahre 1927, ein Jahr nach dem Militärputsch, richtete sich diese Unduldsamkeit besonders gegen alles, was polnisch war. Unser Bild stammt aus diesem Jahre 1927 und zeigt das verschmierte Aushängeschild einer „Mittagsgeberin“ auf der Kauener Kestucio-Straße. Es war bei uns nichts Ungewöhnliches, daß alleinstehende Frauen, manchmal aber auch nicht gerade begüterte Familien, ihren Lebensunterhalt damit verdienten, daß sie an Interessierte Mittagessen abgaben. Hier hatte die Inhaberin die Unvorsichtigkeit begangen, ihre guten Dienste auch in polnischer Sprache anzubieten . . .

Utopische Rentenprobleme

Eine Utopie macht amerikanischen Bürokraten bereits heute zu schaffen: Ist ein Mensch, der sich in Erwartung besserer Zeiten einmal einfrieren lassen wird, berechtigt, weiterhin seine Rente aus der Sozialversicherung zu kassieren?

Ein Amerikaner im Rentenalter bekommt seine Rente bis zum Beginn des Monats, in dem er stirbt. Die Frage lautet nun, ob ein Mensch, der tiefgefroren in einem Scheintod verharrt, im Sinne der Sozialversicherung noch lebendig ist. Das Problem wird akut, wenn die heute noch utopische Theorie zu verwirklichen ist, einen vielleicht todkranken Menschen zehn oder auch 100 Jahre lang einzufrieren, bis die Wissenschaft auf einem Stand angelangt ist, die heute noch unheilbare Krankheit zu beseitigen und den Eingefrorenen vor dem Tode zu bewahren.

Das Rätsel ist dem amerikanischen Senator Robert P. Griffin von einem Rentner aus Detroit aufgegeben worden. Griffin gab die Frage weiter an den zuständigen Mann, den amtierenden Chef der amerikanischen Sozialversicherungsbehörde, Arthur E. Hess. Die Antwort ließ eine Weile auf sich warten, aber sie kam: Die Behörde gab Griffin die Zusicherung, sie werde solange zahlen, wie kompetente ärztliche Gutachten bewiesen, daß die fragliche Person am Leben sei.

„Die prinzipielle Frage scheint zu sein“, sagte Hess, „ob ein eingefrorenes Lebewesen weiterhin lebt. Uns ist zwar keine Technik bekannt, die ein Lebewesen zehn Jahre lang im Stadium des Scheintodes erhalten könnte, wenn aber ein solcher Scheintod medizinisch möglich wäre, und wenn wir erfahren würden, daß ein Anspruchsberechtigter sich in eine solche Lage begeben möchte, dann würde allerdings die Frage aufgeworfen sein, ob sein Leben nur ‚suspendiert‘ sei oder ob es ausgelöscht sein könnte.“

Diese vorsichtige Stellungnahme ergänzte der Versicherungschef noch mit dem Zusatz: „Wir müßten natürlich überlegen, ob wir nicht dazu verpflichtet wären, die Zahlungen solange auszusetzen, bis einwandfrei erwiesen ist, daß das Lebewesen im Stadium des Scheintodes immer noch lebt.“

Einige Fragen blieben durch die Antwort von Hess allerdings weiterhin offen. Wer zum Beispiel würde die Rente für den eingefrorenen Anspruchsberechtigten kassieren? Und wenn dieses heute noch utopische Beispiel Schule machen sollte, wie lange würden die Versicherungsanstalten dann zahlungsfähig bleiben?

Der „besondere Tod“

Die Hinterbliebenen der Opfer des Überfalls auf ein Bundeswehrrunionsdepot bei Lebach werden keine zusätzliche Unfallentschädigung erhalten. Wie Staatssekretär von Hase im Bundestag darlegte, kann im Fall der drei Ermordeten nicht die gesetzliche Bestimmung angewandt werden, die bei tödlichen Unfällen im Dienst der Bundeswehr Entschädigungen bis zu 20 000 DM ermöglicht.

Zu dem von dem FDP-Bundestagsabgeordneten Hans-Heinrich Schmidt aufgeworfenen Fragenkomplex erklärte der Staatssekretär des Bundesverteidigungsministeriums, der Gesetzgeber habe diese Unfallentschädigung nur Soldaten oder deren Hinterbliebenen zuerkannt, deren Dienstverrichtung über die allgemeine Gefährdung des militärischen Dienstes hinaus mit einer besonderen Gefahr verbunden sei.

Ab 65 gekürzter Berufsschadensausgleich

Die Kürzung des Berufsschadensausgleichs für die Kriegsbeschädigten bei Vollendung des 65. Lebensjahres ist nach

Ehefrau monatlich 360 Mark wert!

Der Urheber eines Unfalles, bei dem eine Ehefrau getötet wird, ist nach § 845 BGB verpflichtet, dem Ehemann durch Entrichtung einer Geldrente Ersatz für die Dienste zu leisten, die die Ehefrau noch in Zukunft geleistet hätte. Das Oberlandesgericht Hamm hat den Wert der Dienste der Ehefrau (Führung des Haushaltes) auf 360 Mark monatlich festgesetzt. Das Oberlandesgericht hat ferner festgelegt, daß mit zunehmendem Alter diese Summe zu ermäßigen sei auf schließlich 160 DM monatlich, da der Wert der dem Kläger entgangenen Dienste mit zunehmendem Alter der Ehefrau geringer anzusehen ist. (Oberlandesgericht Hamm Az.: 3 U 141/67)

der Entscheidung des Bundessozialgerichts rechtmäßig und verstößt vor allem nicht gegen das Grundgesetz. (KfB) — (Aktenzeichen Bundessozialgericht 9 RV 908/66)

Zuviel gezahlte KB-Rente nicht rückzahlbar

Zuviel gezahlte Kriegsofferrente kann nach der Entscheidung des Bundessozialgerichts nach über vier Jahren von den Versorgungsämtern nicht mehr zurückverlangt werden. (KfB) — Aktenzeichen Bundessozialgericht 503/66)

Haarspaltarel

Bei Verschlimmerung eines Kriegseidens besteht nach der Entscheidung des Bundessozialgerichts nur dann Anspruch auf Erhöhung der Kriegsofferrente, wenn die Verschlimmerung ebenfalls als Kriegsfolge anzusehen ist. (KfB) — Aktenzeichen Bundessozialgericht 10 RV 702/66)

Keine Doppelleistung

Die mit Wirkung vom 1. Januar 1968 in die Rentengesetze eingefügte Vorschrift, daß nicht mehr gleichzeitig Rente und Arbeitslosengeld gewährt wird, gilt nach der Entscheidung des Bundessozialgerichts auch für die Versicherungsfälle, die bereits vor 1968 eingetreten sind. (KfB) — (Aktenzeichen Bundessozialgericht 1 RA 157/68)

Krankenkasse soll Trunksucht kurieren

Die Trunksucht gilt nach der Entscheidung des Bundessozialgerichts als Krankheit, für deren ärztliche Behandlung die Krankenkassen aufkommen müssen. (KfB) — (Aktenzeichen Bundessozialgericht 3 RK 20 66)

Witwenrente kann „Stehaufmännchen“ sein

Die Witwenrente fällt mit Ablauf des Monats weg, in dem die Berechtigte wieder heiratet. Der Witwe wird dann eine Abfindung in Höhe des fünffachen Jahresbeitrages der bisher bezogenen Rente gewährt. Wird bei Wiederheirat die Ehe ohne alleiniges oder überwiegendes Ver-



Kybarten-Kaucner „Rivalität“. Die Fußballmannschaft des deutschen Sportvereins „Olympia“ mit einer Kybarter Fußballmannschaft nach einem Spiel im Jahre 1940.

schulden der Witwe aufgelöst oder für nichtig erklärt, so lebt der Anspruch auf Witwenrente wieder auf. Die Witwe hat somit erneut Anspruch auf Witwenrente vom Ablauf des Monats, in dem die Ehe aufgelöst oder für nichtig erklärt ist, wenn der Antrag spätestens zwölf Monate nach diesem Zeitpunkt gestellt wurde, sonst erst von Antragstellung an. Ein von der Witwe infolge Aufösung der Ehe erworbener neuer Versorgungs-, Unterhalts- oder Rentenanspruch ist auf die Witwenrente anzurechnen. Eine bei der Wiederverheiratung gezahlte Abfindung ist in angemessenen monatlichen Teilbeträgen einzuhalten, soweit sie für die Zeit nach Wiederaufleben des Anspruchs auf Rente gewährt wurde.

DDR-Hilfsbedürftige bevorzugt

Um älteren Menschen den Zuzug aus der Zone zu erleichtern, hat das 20. Gesetz zur Änderung des Lastenausgleichsgesetzes die Altersgrenze, von der an regelmäßig Hilfsbedürftigkeit im Rahmen der Familienzusammenführung angenommen werden kann, vom 70. auf das 65. Lebensjahr herabgesetzt. Als hilfsbedürftig gilt also, wer drüben das 65. Lebensjahr vollendet hat und ausreichende Pflege nicht erhält oder nicht erhalten kann. Wer dagegen aus dem Ausland zuzieht, kann altershalber als hilfsbedürftig nur anerkannt werden, wenn er das 70. Lebensjahr vollendet hat.

Für den Zuzug von drüben ist noch wichtig, daß als Familienzusammenführung nunmehr auch die Zusammenführung von hilfsbedürftigen Großeltern zu Enkelkindern und von hilfsbedürftigen Personen zu Verwandten der Seitenlinie bis zum dritten Grad anerkannt wird, wenn nähere Verwandte nicht mehr leben oder sich der Person annehmen können.

„Belche“ nur auf Antrag

„Seitensprünge“ dürfen in einem Scheidungsprozeß verheimlicht werden! Kein Ehepartner ist verpflichtet, von sich aus „Fehlritte“ zuzugeben. Darauf wies der Bundesgerichtshof in einem Urteil hin.

Eine Ehe war in beiderseitigem Einverständnis geschieden worden, nachdem der Ehemann seine Frau betrogen hatte. Der Mann hatte seiner Frau nach der Scheidung insgesamt 5000 Mark Unterhalt gezahlt.

Als er nach Monaten herausfand, daß ihn seine Frau ebenfalls betrogen hatte, klagte er auf Rückzahlung dieser Summe.

Das Gericht entschied jetzt: Die Frau war nicht verpflichtet, von sich aus den „Fehltritt“ zu gestehen. Sie darf das Geld behalten. (AZ: IV ZR 578/68).

Unterschiede zwischen schwerer und leichter Fahrlässigkeit

Kraftfahrer, die durch grobe Fahrlässigkeit mit dem Firmenwagen einen Verkehrsunfall verschulden, können nach der Entscheidung des Bundesarbeitsgerichts vom Arbeitgeber zum Schadenersatz für die Reparatur an dem Firmenwagen herangezogen werden. Bei leichter Fahrlässigkeit des Fahrers muß dagegen der Arbeitgeber für den Schaden an dem Firmenwagen aufkommen. (KHB) — (Aktenzeichen Bundesarbeitsgericht 1 AZR 195/68.)

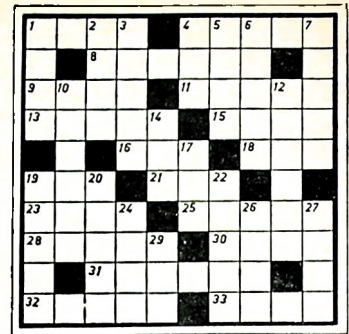
Auch Uneheliche sind Angehörige

Auch uneheliche Kinder sind im Verhältnis zu ihrem Erzeuger als „Angehörige“ anzusehen. Arbeitslose erhalten deshalb auch für sie den wöchentlich 12 Mark betragenden Familienzuschlag zum Arbeitslosengeld. — Sozialgericht Braunschweig — S 8 Ar 44/67.

Kein Promille für Radfahrer

Für Radfahrer läßt sich nach den gegenwärtigen Erfahrungsunterlagen noch kein allgemeiner Grenzwert der alkoholbedingten absoluten Fahruntüchtigkeit bestimmen (BSG-Urteil vom 29. 6. 1967 — 2 RU 198/64).

Kreuzworträtsel



Auf Herz und 31 prüfen

Waagerecht: 1. Italienische Insel, 4. Schallarm, 8. Strandsee, Hafl, 9. Fluß in Asien, 11. Amtsrobe, 13. Beurkundungsbeamter, 15. begabt, intelligent, 16. Nachtvogel, 18. französisches Flächenmaß, 19. griechischer Buchstabe, 21. lateinisch: bete, 23. Eile, 25. Zufluß der Rhone, 28. Grasland, das abwechselnd mit Frucht bebaut wird, 30. Verkehrsmittel (Kurzwort), 31. Körperorgane, 32. chemischer Grundstoff, 33. Teilbetrag.

Senkrecht: 1. Schwung, ungestüm, 2. Lebenssaft, 3. Kantonshauptstadt in der Schweiz, 4. Kopfbedeckung, 5. biblischer Riese, 6. weiblicher Vorname („die Schöne“), 7. englisch: groß, weit, 10. Wochentag, 12. Schmetterling, 14. griechischer Buchstabe, 17. Kanton der Schweiz, 19. aus Erz, 20. Teufelsdröck, 22. Herbstblume, 24. Drei-Mann-Orchester, 26. Mädchenname, 27. Ameise, 29. englisch: zehn.

26. Erna, 27. Eins, 29. Ten.
19. ehm, 20. Asant, 22. Aster, 24. Trio,
10. Montag, 12. Aurora, 14. Rho, 17. Uri,
ran, 4. Hul, 5. Enak, 6. Bella, 7. Jage,
Senkrecht: 1. Eian, 2. Blur, 3. Aa-
Tiam, 31. Nieren, 32. Nhon, 33. Kate.
15. or, 23. Jast, 25. Isere, 28. Egart, 30.
16. Kling, 16. Uhu, 18. Are, 19. Eia, 21.
8. Lagune, 9. Amur, 11. Talan, 13. Notar,
Waagrecht: 1. Eiba, 4. Hebel,
Auf Herz und Nieren prüfen:

Auflösung



„Er sagt, seine Frau ist mit seinem besten Freund durchgebrannt... und der fehlt ihm jetzt!“



Das städtische Krankenhaus in Jurbarkas.

Wir suchen

Johanna Friedrich, geb. Kaschel, geb. 13. 2. 1875, früher Jurkschen; vermisst seit März 1945 auf der Flucht.

Geschwister Werner, geb. 4. 10. 1926, und Lilly, geb. 4. 11. 1927, Knoll, aus Taugoggen.

Albert Pudimat, 16. 6. 1928, aus Igliskelaj; vermisst als Soldat seit Februar 1945 in Prag.

Natalie Rechtin, 2. 2. 1872, aus Taugoggen.

Marie Serapin, geb. Petsch, aus Taugoggen.

Johanna Siebert, geb. Marenholz, 4. 1. 1871, aus Taugoggen.

Maria Skauradschus, geb. Balkowski, geb. etwa 1890, aus Taugoggen.

Alexander Schabitzki, 2. 4. 1912, aus Taugoggen.



Die deutsche Volksschule in Wilkawischken 1919/20 mit Oberlehrer Kehlert und Lehrer Blum.

Gesucht werden aus dem Kreise
Kedainiai

Gemeinde Ariogala:

Wladislaus Budgin, 27. 10. 1901; letzte Nachricht 1947 aus russ. Gefangenschaft in Wilna.

Karl Bundschus, 31. 12. 1923; letzte Nachricht 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft in Auerbach.

Waldemar Bundschus, 10. 7. 1917; letzte Nachricht aus Ostwärts Terespol.

Johann Freitag, 24. 12. 1900; vermisst seit 8. 1. 1945 in Straßburg/Süd-Westpreußen.

Gemeinde Jsovainiai:

Gotthard Kinull, 2. 9. 1914; vermisst seit Januar 1945 in Zakopane.

Kedainiai Stadt:

Karl Gimbut, Sept. 1900; vermisst seit 1941.

Stanislaw Klepeckas, 20. 2. 1906, Efr. Emilie, geb. Mineika, 20. 6. 1911, To. Genovaite, 2. 4. 1936, To. Stanislaw, 10. 10. 1937, So. Algird, 15. 7. 1939; vermisst seit der Umsiedlung 1941.

August Kühn, 19. 12. 1904; vermisst seit Dezember 1944 in Allenstein.

Eduard Müller, 25. 1. 1916; vermisst seit 3. 3. 1945 bei Königsberg.

Bruno Patzewitsch, 7. 5. 1924; Berta Skwirblies, geb. Krompholz, 8. 8. 1906, Söhne Horst, 5. 9. 1930, und Roland, 22. 6. 1936, vermisst seit der Umsiedlung in den Warthegau.

Martha Stanull, geb. Tatzki, 16. 5. 1898 und Sohn Walter, 24. 4. 1919.

Helene Stanull, geb. Mischmaute, 25. 10. 1914 und Sohn Herbert, 22. 3. 1941.

Gemeinde Šeta:

Alexander Hust, 12. 2. 1925; vermisst seit 1945 in Focsani/Rumänien, als Gefreiter.

Friedrich-Wilhelm Zachris, 31. 3. 1900; vermisst seit 1945 bei der Wehrmacht in Italien.

Nachricht oder Hinweise erbittet die Heimatortskartei für Litauendeutsche, 2224 Burg/Dithm., Buchholzer Straße 40.



Der Chor der Taugoggener Methodistengemeinde mit Prediger Lupp und dessen Ehefrau.



Kinder der deutschen Schule in Schoden. Nach dem „Puszta“-Brunnen könnte es auch eine Schule in Ungarn sein . . .

Nationalfeier der Litauer in Hannover

„Dialoge“

Am Sonnabend, dem 15. Februar 1969, gedachte die litauische Volksgemeinschaft in Hannover, in einer Feierstunde ihres 51. Nationalfeiertages, in der Gaststätte „Zum Sandkrug“. Vor zahlreichen Besuchern hielt die Festrede Herr Banaitis aus Bonn. In einem Rückblick schilderte er die Freuden und Leiden, die das litauische Volk im Lauf der Zeit durchmachen mußte. Dabei nahm er auch Bezug auf den Aufsatz „Kindergärtnerin“ von Frau Therese Janitzki im Jahrbuch 1969 der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen.

Frau Janitzki, die 1931 als reichsdeutsche Lehrerin nach Litauen kam und zehn Jahre dort verbrachte, kann sich als unvoreingenommener Zeuge ein Urteil über Litauen erlauben. „Es ist das kostbare Gut, um dessentwillen die litauendeutsche Gemeinschaft besteht und um dessentwillen es sich lohnt, sie zu erhalten!“ ruft Therese Janitzki aus. Diesen Ausruf sollten auch die Mitglieder der „Litauischen Volksgemeinschaft“ durch Treue und Hingabe zum litauischen Volk und Vaterland beherzigen.

Kaplan Sarka aus Hamburg begrüßte die Teilnehmer und dankte besonders den zahlreich aus Hannover und Umgebung erschienenen Volksdeutschen, die gekommen waren, um ihrer alten Heimat zu gedenken. Anschließend sprachen ihre Glückwünsche aus die Vertreter der lettischen, ukrainischen und polnischen Volksgruppe sowie der Vertreter der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen. Die Opersängerin Frau von Nemeth, Hannover, brachte mit viel Beifall aufgenommene ungarische Weisen zu Gehör. Die litauische Sängerin Bronė Spies, Belgien, trug litauische Volkslieder vor. Auch sie erntete viel Beifall seitens der Zuschauer. Die Feier schloß mit einem geselligen Beisammensein.

Dem Vorstand — den Herren Jakobas, Sukys, Vilkaitis und Frau Wilke sowie

ihrer Gatten, in dessen Händen die Vorbereitungsarbeiten lagen, wurde seitens der Teilnehmer für den schönen Abend, herzlichst gedankt.

16. Februar in Hamburg

Der Ortsvorstand der Hamburger Gruppe der Litauischen Volksgemeinschaft hatte Mitglieder und Freunde zu einer litauischen Nationalfeier am 16. Februar dieses Jahres geladen. Am Nachmittag gab es einen Heimatgottesdienst in der St. Theresien-Kirche in Altona, am Abend versammeln sich die Teilnehmer zu einer Feierstunde im „Haus Eimsbüttel“ in Hamburg-Eimsbüttel. Ein gemütliches Beisammensein mit Tanz beschloß die gut besuchte Veranstaltung.

Humor im heutigen Litauen

„Zum Teufel“, sagte der Mieter einer Neubauwohnung zum Hausmeister, „ich komme mit den Wasserhähnen nicht zu-recht!“

„Aber das ist doch ganz einfach. Drehen Sie am Wasserhahn mit der Aufschrift ‚kalt‘, läuft kaltes Wasser. Drehen Sie am Hahn mit der Aufschrift ‚warm‘ läuft es ebenfalls kalt!“

Voreheliches Gespräch

Sie: „Hast du schon mit meinem Vater gesprochen?“

Er: „Noch nicht.“

Sie: „Dann tue es aber. Sonst spricht er mit dir . . .“

Jubiläum

Sie: „Weißt du, was heute für ein Tag ist?“

Er: „Donnerstag.“

Sie: „Heute vor zehn Jahren haben wir geheiratet.“

Er (seufzend): „Hätte ich zehn Jahre Gefängnis bekommen, wäre ich heute frei . . .“

Offene Aussprache

„Frauchen, ich sterbe. Meine Stunden sind schon gezählt. Gestehe mir offen, ob du mir treu gewesen bist?“

„Willst du das unbedingt wissen?“

„Unbedingt.“

„Und wenn du nicht stirbst?“

Der Esel

„Lieber Freund, laß dir sagen, du bist ein Esel.“

„Verstehe ich nicht.“

„Was ist denn da nicht zu verstehen?“

„Ich verstehe nicht, ob ich dein Freund bin, weil ich ein Esel bin, oder ob ich ein Esel bin, weil ich dein Freund bin.“

Aus dem Litauischen

VERANSTALTUNGEN

Hauptversammlung in Berlin

Im Monat März 1969 müssen wir satzungsgemäß die Neuwahl des Vorstandes durchführen. Aus diesem Grunde berufen wir die ordentliche Mitgliederversammlung zu

Sonnabend, dem 22. März 1969,
um 18.00 Uhr

im Zimmer 210, II. Stock des Europahau-

ses in 1 Berlin 61, Stresemannstraße 90 bis 102, ein.

Tagesordnung

1. Wahl des Versammlungsleiters und der Wahlkommission
2. Geschäftsbericht
3. Kassenbericht
4. Bericht der Prüfungskommission
5. Stellungnahme zu den Berichten und Anregungen
6. Entlastung des Vorstandes
7. Neuwahl des Vorstandes
8. Neuwahl der Prüfungskommission
9. Verschiedenes

Wir bitten alle Mitglieder an der Mitgliederversammlung teilzunehmen, damit ein funktionsfähiger neuer Vorstand gewählt werden kann.

Landesgruppe Berlin,

Oskar Hinz 1. Vorsitzender

Lebenstedter Busse nach Neheim-Hüsten

Zur Fahrt zum Bundestreffen in Neheim-Hüsten zu Pfingsten d. J. plant die Lebenstedter Gruppe einen oder mehrere Omnibusse auszurüsten. Anmeldungen nimmt ab sofort die Geschäftsstelle in Salzgitter-Lebenstedt, Pronst-Tittelbach-Weg 11, entgegen.

Ange-sichts der neuen polizeilichen „Preisliste“ in Sachen Verkehrsregelung ist es auch für den Pkw-Besitzer ratsamer, sich lieber einem Bus als seinem eigenen „Untersatz“ anzuvertrauen. Warum auch soll der kraftfahrende Landsmann sich dem „Geiste“ versagen, wenn alles um ihn herum fröhlich und guter Dinge ist...?



Missionsfest in Batakiai, Kr. Tauroggen. Das Jahr konnten wir nicht ermitteln, vielleicht wissen unsere Leser mehr!

Aus dem Leben der Landsmannschaft



Wir gratulieren . . .

... Landsmännin Otilie Boettcher, früher Wirballen-Kybarten, jetzt in Salzgitter-Lebenstedt, Opperkamp 42, zum 80. Geburtstag am 2. März.

... Landsmännin Anna Herrmann, in Schwiern geboren, seit 42 Jahren zur Familie Ruth Gaigalat in Stromberg/Hunsrück, W.-Schwickert-Straße 13, gehörend, zum 79. Geburtstag am 6. März. Herzliche Glückwünsche entbietet insbesondere die Kreisgruppe Bad Kreuznach.

... Landsmann Karl-Friedrich Tiepel, früher Schiluva, Kreis Raseinen, jetzt in Hamburg 6, Kl. Schäferkamp 34, Haus 5, zum 75. Geburtstag am 22. März.

... Landsmann Edmund Paschakaris, früher Kauen-Schanzen, jetzt in Meensen über Hannoversch-Münden, zum 73. Geburtstag am 30. März.

... Frau Johanna Bronnemann, geb. Schaak, zum 70. Geburtstag am 23. 3. Landsmännin Johanna Bronnemann wohnte früher in Kybarten, Neustädter Straße, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann, A. Bronnemann, ein Geschäft besaß. Sie wohnt jetzt als Witwe mit den Söhnen Ewald und Walter in Osterholz-Scharmbeck, Königsberger Straße 23. Herzliche Glückwünsche von den Gruppen Bremen und Osterholz-Scharmbeck unserer Landsmannschaft.

... Landsmann Heinrich Ammon und seiner Ehefrau Erna, geb. Eschmann, früher Kaunas, jetzt in Wolfenbüttel, Rosenwall 2, zum Fest der Silbernen Hochzeit am 18. März. Mit guten Wünschen warten insbesondere die beiden Söhne, Peter und Manfred, auf.

90 Jahre alt

Das seltene Fest des 90. Geburtstages feierte am 22. Januar 1969 Frau Minna Lackner in 2091 Hoopte bei Winsen (Luhe).

Lieber Leser im Ausland!

Hast Du schon Dein Abonnement bezahlt?

Wenn ja - dankeschön!

Wenn nein - tust Du es bitte bald?

Bedenke: für jedes nicht bezahlte

Exemplar

das wir ins Ausland schicken,

muß die „Heimatstimme“

100 Pfennig auslegen!

Frau Lackner, geb. Ammon, ist am 22. Januar 1879 in Papischken, Kreis Schaken, geboren. Bis zur Umsiedlung bewirtschaftete sie mit ihrem 1956 verstorbenen Mann einen Bauernhof in Sudargen. Die Flucht hat sie nach Hoopte verschlagen, wo sie ihren Lebensabend verbringt.

Frau Lackner, die sich bester Gesundheit erfreut, nimmt in geistiger Frische an allen Ereignissen der Zeit lebhaften Anteil. Sie hat zu ihrem 90. Geburtstag aus nah und fern so viele Glückwünsche bekommen, daß das Postamt Hoopte für diesen Tag einen Sonderdienst einlegen mußte.

Allen, die ihrer an ihrem Ehrentage gedacht haben, dankt Frau Lackner recht herzlich durch die „Heimatstimme“.

Verdientes Ehepaar feierte Goldene



Am 25. Februar 1969 feierte das Ehepaar Gustav Prilipp und Marie, geb. Scheimitat, aus Strupai-Schakiai, jetzt in Nd.-Eisenhausen, im Kreis ihrer Kinder und Enkelkinder die Goldene Hochzeit. Familie Prilipp war im Kreise Schakiai bei allen sehr beliebt und geachtet. Der ersten deutschen Schule nach dem 1. Weltkrieg stellten sie unentgeltlich ihr Wohnhaus zur Verfügung und nahmen dadurch nicht nur materielle Opfer auf sich, sondern auch manche Unbill in Kauf, nicht zuletzt

auch solche volkstumpolitischer Art. Sie haben viel zur Erhaltung der Schule und der evangelisch-lutherischen Kirche beigetragen. Für alt und jung war das Haus Prilipp eine wahre Stätte der Begegnung.

Beide hatten ihre Eltern schon früh verloren, aber der Segen Gottes begleitete sie bis zum heutigen Tage. Alle Freunde und Bekannten wünschen dem Jubelpaar noch viele sonnige, gesunde und frohe Lebensjahre!

Kappenfest in Bremen

Der Vorstand der Bezirksgruppe Bremen hatte die Landsleute aus dem Raume Bremen und Umgebung zu einem Kappenfest eingeladen. Trotz Schneetreiben, Eisglätte und anderer Unbilden fanden sich in der Gaststätte des „Weser-Stadions“ mehrere Dutzend Landsleute ein. Es waren sogar Landsleute aus dem Raume Stade in ihren Pkw's herübergekommen. An Idealisten fehlte es mithin nicht. Der Saal, in dem die Veranstalter auch eine ansprechende Tombola aufgebaut hatten, war ganz gut gefüllt — es waren etwa 100 Personen anwesend — als man erfuhr, daß die engagierte 3-Mann-Kapelle Opfer eines Verkehrsunfalles geworden und anstatt im „Stadion“, im Krankenhaus gelandet war. Dank der Improvisationsgabe des Vorstandes war alsbald ein fleißiger Akkordeonspieler zur Stelle. Er brachte die Tanzpaare in Schwung und auch die obligatorische Polonaise mit deren schwieriger „Kommandostruktur“ in Gang.

Die Losverkäuferinnen hatten die Lose im Handumdrehen verkauft und so mancher Landsmann, dem Fortuna hold gesinnt war, trug einen schönen Gewinn nach Hause.

„Heimatstimme“ bedankt sich

Für die Zuführung neuer Leser bedankt sich die „Heimatstimme“ bei: Frau Malwine From, München 2, Sebastiansplatz Nr. 6/III, Herrn Alfred Gleichförsch, Salzgitter-Lebenstedt, Borsigstraße 13, Herrn Emil Mamat, 7613 South Walcott Ave., Chicago, Ill. 60620, USA.

Nicht nachlassen!



Halte Verbindung nach drüben!

Dezember- und Januarnummer gesucht

Der Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft fehlen zu Archivzwecken noch einige Exemplare der Nummern Dezember 1968 und Januar 1969. Die Redaktion kann sie nicht liefern, da die Auflage vergriffen ist. Wer kann sein Exemplar entbehren oder besitzt gar ein zweites? Sie werden entgegenkommen von der Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen, 3000 Hannover, Engelbosteler Damm 75 A.

Leider keine Hellseher!

Vereinzelt schicken uns Landsleute Geld für ihr Abonnement der „Heimatstimme“, geben aber auf dem Zahlkartenabschnitt weder ihren Namen, noch ihre Adresse an. Wir können dadurch natürlich nicht wissen, von wem das Geld kommt und für welch ein Abonnement es bestimmt ist und fürchten, daß die Absender schimpfen werden, wenn die „Heimatstimme“ evtl. ausbleibt oder eines Tages in Begleitung einer „Mahnung“ kommt, obwohl bezahlt ist. Zur Zeit liegen bei uns drei solcher Zahlungen vor, eine mit dem Poststempel von Crailsheim, eine aus Köln und eine aus Frankfurt/Main. Wir würden uns freuen, wenn die geschätzten Absender, die sich evtl. selber „im Verdacht“ haben, ihre Zahlung überprüfen und uns Bescheid sagen, damit wir Ordnung in die Sache bringen können!

Gesucht wird

in einer dringenden Rentensache Herr Rudolph, Herr Rudolph war im Ansiedlungsstab Schröttersburg tätig, soll in Essen oder Umgebung wohnen und hat auf einem litauendeutschen Treffen vor etwa zehn Jahren mit verschiedenen Landsleuten gesprochen. Meldungen oder Hinweise erbittet Johanna Schulz, 5143 Wasserberg, Erkelzenzer Straße 36.

Ferienerholung bei Landsmann

Ferienaufenthalt und Erholung in sehr ruhiger Lage bietet allen Landsleuten der von Landsmann Julius Kossmann betriebene Gasthof „Zur Post“ in Burgwindheim im schönen Steigerwald. 25 Betten, fl. warm. Wasser, Bad und Dusche. Gro-

ßer, schattiger Garten mit kleinem Tier- und Märchenpark. Vollpension DM 11,—. Für die Monate April, Mai, Juni und September sind noch Betten und Zimmer frei. Adresse: Gasthaus „Zur Post“, 8602 Burgwindheim 11, über Bamberg, Telefon Nr. 09551/2 41.

Gesucht wird eine ältere, rüstige, ruhliebende Landsmännin (evtl. auch Ehepaar), die eine ältere gehbehinderte Dame betreuen möchte. Hausarbeit 2 bis 3 Stunden täglich. Dafür wird geboten: 2—3-Zimmerwohnung in schönem Einfamilienhaus am Bodensee. Zuschriften unter „3/69“ erb. an die „Heimatstimme“, 332 Salzgitter-Lebenstedt, Saldergraben 12.

Umsiedlerin, 54 Jahre, mittlere Figur, ledig, ev., berufstätig, wünscht die Bekanntschaft eines Landsmannes soliden Charakters zwecks baldiger Heirat. Nur erstgemeinte Zuschriften unter „2/69“ erbelen an die „Heimatstimme“, 332 Salzgitter-Lebenstedt, Saldergraben 12.



Nach kurzer Krankheit entschlief am 29. 11. 1968 unsere herzengute, um uns alle besorgte Mutter, Schwester, Oma und Tante

Mariha Wolff

geb. Pusch

geb. am 18. 11. 1892 in Burgaitschen/Sudagen, Kr. Schaken.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Adele Schrader, geb. Schink

3011 Empelde (Han), Llegenditzer Str. 16



Nach schwerer Krankheit verstarb am 12. Januar 1969

Valentin Zalkauskas

in 47 Lakeview Cres Highbury 5089, Süd-Australien.
Geboren am 17. Februar 1902 in Schukionis bei Pokro, Kreis Schaulen.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Waldemar Reinecker

3Hannover-Wülfel, Am Mittelfelde 80

Weinet nicht an meinem Grabe,
Gönnet mir die ewige Ruh.
Denkt, was ich gelitten habe,
Eh, ich schloß die Augen zu.

Nach langem, mit großer Geduld ertragenem Leiden hat Gott der Herr unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma und Ururoma

Marianne Burstein

verw. Bolz, geb. Rock

16. 6. 1870 — 24. 1. 1969

in die Ewigkeit aberufen.

In stiller Trauer

Waldemar Bolz mit Familie
Öfflingen/Baden
Josef Bolz mit Familie, Sachsen
Adolf Bolz mit Familie, Thüringen
Alexander Burstein mit Familie,
Ohio, USA

Öfflingen/Baden, Hauptstr. 74
früher Schilleis, Kr. Kaunas
Die Beerdigung fand am 27. 1. 1969 in
Öfflingen/Baden statt.



Auf tragische Weise ist am 23. 12. 1969
Landsmann

Julius Blechert

uns Leben gekommen. Er war taubstumm und ist beim Überqueren der Straße von einem Personenzug überfahren worden.

Julius Blechert, geb. am 20. 5. 1899 im Kreise Schaken, hat nach der Flucht in Hannover gelebt.

Da von seinen Verwandten niemand zur Beerdigung gekommen war, gab ein kleiner Kreis von Landsleuten ihm das letzte Geleit. Er wurde auf dem Friedhof in Marienwerder bei Hannover neben seiner Frau beigelegt, die vor 10 Jahren ebenfalls durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen war.

Landsmannschaft der Deutschen
aus Litauen
Bezirksgruppe Hannover

Nach langem und schwerem Leiden, verstarb am 2. Januar 1969 meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Ida Budwasch

geb. Matulat

(früher Mariampol)

im Alter von 61 Jahren.

In stiller Trauer

Oskar Budwasch
Reinold Budwasch
Alfred Budwasch
und Frau Vynada
Gertrud Bullik, geb. Budwasch
und Gatte
Karin Wiekamp, geb. Budwasch
und Gatte
sowie Enkelkinder
und alle Angehörigen

Januar 1969

2161 Wischhafen 300 über Stade